

Wir kommentieren

den Untergang von «Publik»: Sie bauten einen Turm – Und sie konnten ihn nicht vollenden – Es siegte das Gießkannenverfahren – Ein gelungenes Kommunikationsmittel im Sinne des Papstes wird geopfert – Dafür vage kostspielige Pläne – «Publik» kam zu früh – Sonderinteressen sabotierten das gemeinsame Zeugnis – Ein unfairer Kampf – Ansatzpunkt für echte Kritik – Der Weg über die Repräsentation ist zweideutig geworden – Ein Wink Gottes.

Spiritualität

Zu einem Text von Friedrich Nietzsche: Das «Woher» Nietzsches – Der Zauberer – Der Mensch, verlassen und gejagt – Der Jäger hinter Wolken – Gott und der Jäger – Marter mit zähnestumpfen Pfeilen – Die Leiter zum Abstieg ins menschliche Herz – Er kommt wie ein Dieb – Der eifersüchtige Gott – Der Mensch als der stolzeste Gefangene – Gott will kein Löse-

geld – Wie der Mensch zu seinem Ich kommt – Gott kann als Feind erscheinen – Das Drama mit dem «Henker-Gott» – Es ist erlaubt, gottverlassen zu sein – Das Zugleich von Schmerz und Glück – Die Nähe und Ferne Gottes in Jesus von Nazareth – Unsere eschatologische Sehnsucht – Eine Geschichte vom heiligen Franz – Versuche ich Dich? – Ich suche Dich – Theresia von Lisieux sagte von Nietzsche: Mein kleiner, kranker Bruder.

Schule

Ist das Zeitalter der Schule vorbei?: Stellungnahme zu Illich – Brasilien, die Schule produziert bildungsfrustrierte Menschen – Der Gegenentwurf von Freire, schulendes Leben – Antischulbewegung in den USA und in Europa – Ein Kultusminister verrät sich – Bildung nur, um mehr zu produzieren – Kritik durch einen Schüler und durch einen alt Rektor – Mit Illich einig: Befreiung der Schule vom Götzen des Fortschritts – Die Gefahr, Bildungsindustrie

erstickt Ansätze für lebendiges Lernen – Die Kleinen gehen voran.

Wirtschaft

Ernährungslage der Welt (2): Hunger allein ist kein Antrieb für soziale und wirtschaftliche Verbesserung – Ebensowenig unsere Leistungsmentalität – «... überhaupt ist tägliche Arbeit Sache der Frauen» – Schädlinge vernichten zirka $\frac{1}{3}$ aller Nahrungsmittel – Die Bekämpfung des Hungers muß gleichzeitig bei vielen Punkten ansetzen.

Buchbesprechungen

K. Hoffmann, Das Kreuz und die Revolution: Steht die Theologie der Revolution auf biblischen Grundlagen? – Narren in Christo aus dem Geist der Bergpredigt – Stellungnahme eines Marxisten.

H. Dombois, Hierarchie: Eingehende Analyse einer umstrittenen Struktur – Hierarchie, als gestufte Entscheidungsstruktur.

Gewissenserforschung am Grab von «Publik»

«Es wäre ein Jammer, wenn «Publik» liquidiert würde. Der Wochenpresse fehlte dann ... eine Nuance der Herausforderung, ein Ton des Beistandes für die Schwachen / Die Tageszeitungen wären um ein Korrektiv gebracht ..., das ihre bisweilen fadenscheinige Liberalität fragwürdig macht. Die Intellektuellen sähen die Gelegenheit zur Begegnung mit der katholischen Kirche ... entschwinden. Die Kirche brächte sich um eine unersetzliche Stimme ..., über die sie in die Welt noch hineinwirken kann.»

So urteilte vor drei Wochen am Südwestfunk der Protestant Jürgen Tern, langjähriger Mitherausgeber der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung». Er ist ein erfahrener Fachmann, der sicher etwas vom Metier versteht, keineswegs ein «Linker», und er urteilt, nachdem er sich auch mit dem finanziellen Problem der Wochenzeitung – sein auch in «Publik» vom 12. November veröffentlichter Aufsatz zeigt es – bis in alle Details vertraut gemacht hat. Er wußte auch, daß auf absehbare Zeit mit einer Rentabilität der Zeitung nicht zu rechnen war und sie auf einen Zuschuß aus Steuergeldern der Kirche von jährlich einigen Millionen angewiesen war. Er wußte aber auch, daß die katholische Kirche in Deutschland über ein jährliches Kirchensteuereinkommen von rund 1,4 Milliarden Mark verfügt und warnte die Finanzkommissionen der Bischöfe vor «landläufigen, provinziellen, konventionellen und kleinlichen Erwägungen». Er meinte: «Wenn Bischöfe und

ihre klugen Mitarbeiter, womöglich auch ein paar mit Überblick begabte Laien sorgsam erwägen, was mit «Publik» auf dem Spiel steht, dann sollten die Argumente für die Erhaltung, Sicherung und Entwicklung von «Publik» zwanglos fließen und wirken ... Es kommt auf die Abwägung und die Proportionen der Zuwendungen an, nicht aber auf die Praktizierung des Gießkannenverfahrens.»

Nun denn, es siegte am 15. November bei der Vollversammlung des Verbandes der deutschen Diözesen, genauer deren Finanzkommissionen, die vorwiegend aus Laien bestehen, das Gießkannenverfahren! Zu dem Beschluß, «Publik» auf unbestimmte Zeit mit einem erforderlichen Zuschuß von mehreren (6–8) Millionen jährlich zu unterstützen, konnte sich die Vollversammlung nicht durchringen. Ein solcher Beschluß wäre eindeutig etwas Neues gewesen. Bisher hatte das Herausgebergremium, die Gesellschaft für Publizistik, lediglich zweimal einen Zuschuß erhalten: erst zur Gründung von «Publik» ein Startkapital von 15 Millionen und (von einigen Diözesen bereitgestellt) eine weitere Hilfe von 13 Millionen, die bis Mitte 1973 ausreichen sollte, um die Rentabilitätsgrenze zu erreichen. Eigentlich war diese Haltung der Vollversammlung der Diözesen von vornherein etwas naiv und zeugte von einer erschreckenden Unwissenheit in Sachen Publizistik. Es mußte für einigermaßen mit diesem Sektor Vertraute von Anfang an klar sein, daß eine Zeitung vom Format und Niveau

«Publik» auf lange hinaus sich nicht selber tragen könnte. Man hat hier dem Mann im Evangelium gleich gehandelt, der ohne soliden Kostenvoranschlag einen Turm bauen wollte, den er dann nicht vollenden konnte. Er gibt sich der Lächerlichkeit preis und büßt an Glaubwürdigkeit ein.

Fragen wir: Was ist «Publik» eigentlich gewesen und was hat die katholische Kirche durch sein Verschwinden verloren? Ich greife den zentralen Punkt heraus. «Publik» war ein Organ, das einzige, das die Kirche besaß, das als Gesprächspartner im Bereich der gebildeten Welt Deutschlands gelesen und ernst genommen wurde. Mit diesem Blatt war die Kirche in Deutschland der Forderung des Konzils nachgekommen, mit der nichtkatholischen Welt in ein ernsthaftes Gespräch zu kommen. Das bedeutete einen Schritt aus dem Getto, in dem die Kirche eingeschlossen war. Von diesem Getto hat man seit der Kulturkampfzeit schon viel geschrieben bis hin zur jüngsten Diskussion über den zurückgebliebenen Bildungsstand der deutschen Katholiken. Langsam, aber stetig – es ist wahr – kamen die Katholiken aus dem Getto heraus. Die Etappen zu zeichnen, ist hier nicht nötig. Doch muß ich bemerken, daß ein Getto einen zweifachen Aspekt aufweist: einen beschämenden, verdemütigenden, den zu überwinden man gern alle Aggressivität aufbietet; und einen schützenden, den man wie einen Panzer nur ungern und zögernd ablegt, wenn man mit den «ändern» zu Tisch sitzen soll. Gerade um diesen zweiten Aspekt ging es am Ende des letzten Konzils. Und gerade ohne diesen Panzer sprach «Publik» – frei von Partei- und Verbandskatholizismus und anderen gewohnten Korsettstangen, die wie die Beinschienen der «alten Dame» von Dürrenmatt jedesmal verdächtig knarren, wenn man sich setzt. Deshalb wurde dieses Blatt von vielen gelesen, die ganz am Rand oder außerhalb der organisierten Kirche standen, ja von vielen, die überhaupt nie zur Kirche gehört hatten. Die Zahl ging in die Tausende, was kein anderes Blatt von sich sagen kann! Gerade der Kioskverkauf brachte diese Leser. Es ist deshalb sehr sonderbar, daß die in der letzten «Publik»-Nummer wiedergegebene Verlautbarung des Sekretariates der deutschen Bischofskonferenz sich auf die rund 40 000 Dauerbezieher beruft, die einen Aufwand, wie ihn «Publik» erforderte, nicht rechtfertigen! Die ganze hier angestellte «Rechnung» läßt jeden Sinn für den Wert der Kommunikationsmittel, so wie er in der Instruktion «Communio et progressio» dargelegt wird, vermissen. Oder klingt es nicht wie ein Hohn, wenn das einzige katholische Organ, das den in der Instruktion geforderten Bedingungen tatsächlich nachweislich entsprach, weil «zu teuer» aufgegeben wird, um dann vage zu erklären: «Die sachlich zuständigen Kommissionen der deutschen Bischofskonferenz wurden von der Vollversammlung des Verbandes der Diözesen Deutschlands beauftragt, umgehend Überlegungen anzustellen, auf welche Weise die kirchliche Präsenz in vorhandenen Presseorganen und der laufende Kontakt mit allen Kommunikationsmitteln verstärkt werden können.» Glaubt man, das werde nichts kosten? Wenn es effektiv sein soll, wird es mehr kosten! Überdies ist es nachgerade ein schon fast sprichwörtlicher Weg, sich vor echter und verantwortungsvoller Entscheidung zu drücken, diese an «zuständige Kommissionen» abzuschieben! Die Kommissionitis ist eine Pest unseres wissenschaftsgläubigen Jahrhunderts. Kommissionen sind überdies keine geldspeienden Esel, sie kosten Geld und sind gefräßig. Das ist nicht eine Kritik an Personen, sondern an Institutionen, die freilich manchmal auch Personen derart verschlingen, daß sie, die viel leisten könnten, zu sterilen Kommissionisten werden ...

Sonderinteressen siegten

Ich weiß, jetzt werden kluge Leute sagen: Noch ist der deutsche Katholizismus dem Getto nicht hinreichend ent wachsen, daß er eine große Zeitung wie «Publik» tragen

könnte. Die durchschnittlichen Leser denken noch zu eng und zu kleinkariert, als daß ihnen ein solch offenes und selbständig kritisches Blatt entsprechen könnte. Daher die nur 40 000 Dauerabonnenten. Sie haben vollständig recht, die so denken. In 15 Jahren wird das vielleicht schon anders sein. Insofern ist «Publik» zu früh gekommen. Das Sichtbarwerden eines noch gettoverhafteten Katholizismus, diesmal bei den Laien – nicht so sehr bei den Bischöfen –, ist eine betrübliche Tatsache, aber angesichts der Geschichte des deutschen Katholizismus wird niemand einen Stein auf sie werfen. Der Mensch ist kein Automat, Entwicklungen brauchen ihre Zeit.

Doch dabei kann man nicht stehenbleiben. Es muß nochmals deutlich gesagt werden: Bei «Publik» ging es nicht in erster Linie um eine Wochenschrift, die sich selbst tragen kann, sondern um ein Unternehmen, das ins Gespräch mit der nichtkatholischen Welt eingreifen kann! Daß die diözesanen Finanzgremien das nicht verstanden haben, sondern – wie sie jetzt sagen – einen «befristeten Finanzierungsplan als *wesentliche* Bedingung für die Gewährung der Starthilfe» aufstellten, war nicht nur sachunkundig, es war von vornherein eine erschreckend unchristliche Haltung! Gerade das entschuldigt die Vollversammlung des Verbandes der Diözesen Deutschlands nicht, es belastet sie! Und zwar auf das schwerste. Es muß das hart gesagt werden, weil sonst all die Enttäuschten mit Recht in die Versuchung kämen, an der Kirche irre zu werden.

Freilich kommen da, zum mindesten unterschwellig, all die Affekte zur Geltung, die den Kurs von «Publik» links nannten und mit ihm nicht einverstanden waren. Kein Zweifel, «Publik» hat auch Fehler gemacht, genau so wie seine Gegner oft recht deutlich aus Neid und nackter Eifersucht ihre Anklagen erhoben. Lassen wir das. Der Kurs aber, das heißt die Gesamtlinie, die um ständige Kurskorrektur ganz offensichtlich bemüht war, kann guten Gewissens echte katholische Haltung genannt werden! Sicher nicht die einzig mögliche. Aber eine der möglichen gewiß. Persönlich möchte ich meinen, die für eine Kontaktgewinnung mit der nichtkatholischen Welt bestgeeignetste von allen möglichen. Das mag eine Ermessensfrage sein. Ist es eine Entschuldigung für die Abschächtung dieses eminent christlichen Unternehmens? Mitnichten! Es gibt einen berechtigten, ja notwendigen Pluralismus auch in der Kirche. Daraus ergibt sich ein Wettstreit. Er ist normal und gut. Er darf sich jedoch nie so weit verschärfen, daß das gemeinsame Zeugnis der Christen hinter das Sonderinteresse der Rivalen zu stehen kommt. Wenn einer – als einziger – einen *wesentlichen* Aspekt christlichen Zeugnisses zu realisieren vermag, dann müßten, bei aller Distanzierung im Detail, die übrigen Partner bereit sein, eben wegen dieser wesentlichen Realisierung, die sie nicht zu leisten vermögen, diesen einen zu unterstützen! Das mag eine harte Forderung sein, aber das Christsein ist hart und tiefst immer fair. Hier hat nochmals – wenn auch unterschwellig, was schlimmer sein kann als das Bewußte – die Vollversammlung des Verbandes der Diözesen Deutschlands versagt. Sie zeigte sich nicht nur kleinlich (Gießkannensystem), sie handelte, nach meiner Meinung, unfair, wenigstens sachlich; ein Franz von Assisi hätte nie so gehandelt, er anerkannte stets voller Hochachtung die Leistung anderer Orden, deren Lebensstil er für seine Gemeinschaft radikal ablehnte ... Es gibt vielleicht Blätter, die durch die wachsende Abonnentenzahl von «Publik» mehr oder weniger gelitten haben. Es wäre ein Jammer, wenn sie sich jetzt über den Tod des großen Bruders freuen würden. Nichts ist häßlicher, als am Grab eines Toten unter Tränen lachende oder gar sich streitende Erben. Der Kampf der Diadochen!

Ein Letztes: Wird «Publik» wieder erstehen? Ich glaube es nicht! Und das ist vielleicht der einzige Zweifel, der mich beim Experiment «Publik» immer ein wenig plagte. «Publik» war in Aufmachung und Stil ein «repräsentatives» Organ der Katholiken. Aber wie es mit der «Völkirche» als Macht-

instrument inner- oder außerhalb des Gettos wohl endgültig vorbei ist, so auch mit der «Repräsentation». So überholt sich dieses ganze Fragen von innen her. Die Repräsentation ist kaum zu vereinen mit dem Auftrag, Sauer Teig zu sein. Sauer Teig ist eine Handvoll Hefe im großen Teig. Sie ist nicht der Kuchen. Gott schlägt uns, indem er uns alle Repräsentation zunichte macht: die so klanglos zu Ende gegangene Bischofssynode in Rom, deren Schlußversammlung nicht einmal das italienische Fernsehen (RAI), wie gewohnt, aufnehmen durfte, auf «höheren Befehl». So wenig war sie repräsentativ! Und der Tod der repräsentativen Zeitschrift «Publik» sind vielleicht doch Winke Gottes, daß er seine Kirche nicht auf Repräsen-

tation gegründet hat, es sei denn der Ohnmacht. Wir werden «Publik» nicht wieder haben. Wir werden tatsächlich die kirchliche Präsenz in der Welt auch in den Kommunikationsmitteln auf andere Weise als durch Repräsentation verwirklichen müssen. Diese Weise werden nicht sachlich zuständige Kommissionen, beauftragt von der Vollversammlung des Verbandes der Diözesen Deutschlands, durch umgehende Überlegungen errechnen, sondern eine schöpferische Phantasie voll des Hl. Geistes wird sie finden, wo niemand sie vermutete. So, ungefähr, hat sich Henri de Lubac in ähnlicher Situation geäußert.

M. Galli

DER EINSAME UND GEJAGTE MENSCH

Zu einem Text von Friedrich Nietzsche

«Ich lehre euch den Übermenschen. Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll. Was habt ihr getan, ihn zu überwinden? ... Der Übermensch ist der Sinn der Erde. Euer Wille sage: der Übermensch sei der Sinn der Erde. Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu» (*Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra*. Ein Buch für alle und keinen. Kröner, Leipzig 1930, S. 8–9; im folgenden nur als Z. zitiert). So rief Friedrich Nietzsche in seinem vielleicht bedeutendsten Werk «Also sprach Zarathustra» fordernd aus. Wir sollten sehr vorsichtig sein, diese Sätze Nietzsches als hochmütige Spekulation abzutun. Viele Christen, darunter auch Pierre Teilhard de Chardin, haben eindringlich und im christlichen Sinn über einen «Übermenschen» gesprochen. Auch sollte uns die Tatsache nicht beeindrucken, daß die nationalsozialistische Ideologie sich oberflächlich dieses Begriffs bemächtigt hat. Nietzsche hat mit ihr sicherlich nichts zu tun. Versuchen wir aber tiefer in die Gedankenwelt Nietzsches einzudringen und seiner philosophischen Haltung näherzukommen. Selten hat ein Denker so selbstbezogen philosophiert wie er. Die emphatische Subjektivität seiner Behauptungen und Prognosen erinnert an die von Religionsstiftern und Propheten.

Das «Woher» Nietzsches

Wir wissen genau, wie schwer Nietzsche menschlich belastet war. Und auch: daraus kann man ihm keinen Vorwurf machen. Nietzsche war noch nicht fünf Jahre alt, als er seinen Vater verlor. Fortan wuchs er in einer ausschließlich von Frauen beherrschten, häuslichen Welt auf: Großmutter, zwei Tanten, die junge Mutter und die Schwester beherrschten das Klima. Nietzsches Elternhaus war ein Hort protestantischer Frömmigkeit, durch Generationen dem lutherischen Glauben verbunden: geachtet, gottesfürchtig, rechtschaffen und provinziell. Es verkörperte alle Tugenden und Überzeugungen des deutschen protestantischen Pfarrhauses. Wir möchten hier die Lebensgeschichte Nietzsches nicht in Einzelheiten aufzählen. Sie ist uns allen bekannt oder ist in guten Biographien leicht nachzulesen. Nur eines möchte ich hier erwähnen: seine enge Beziehung mit der Schweiz. Im Februar 1869 erfolgte die offizielle Berufung nach Basel, noch bevor er die Doktorpromotion hinter sich hatte. Er war damals 25 Jahre alt. Ein Jahr später wurde die außerordentliche Professur in ein Ordinariat der klassischen Philologie verwandelt. Mit Mitte Zwanzig hatte Nietzsche nahezu alles erreicht, was im Verlauf einer akademischen Karriere erstrebenswert sein mag: Er war ein junger Gelehrter, dessen Wort und Urteil man ernst nahm, er hatte gute Schüler, denen er ein leidlich guter Lehrer war, er hatte früher als andere das Ordinariat und damit die oberste Stufe der Laufbahn erreicht, er konnte ein weitgehend unabhängiges Leben führen und hatte wirkliche Freunde.

Nach zehn Jahren gibt er die Professur in Basel auf und übersiedelt bald nach *Sils Maria*. Dort lebt er allein, abgeschieden. Da, im Oberengadin, verspürte er zum ersten Mal etwas Erleichterung. «Vielleicht ist doch St. Moritz das Rechte. Mir ist, als wäre ich im Lande der Verheißung ... Zum ersten Male Gefühle der Erleichterung ... Es tut gut. Hier will ich lange bleiben.» Hier ergreift ihn eine seltsame Hochstimmung, die jedoch starken Schwankungen ausgesetzt ist. Doch ist er auf bisher unbekannte Weise glücklich in Sils Maria. Er entdeckt die ersten Gedanken zu seinem Zaratru-

thustra. Wir wissen nicht, was Nietzsches hier zum erstmalig einsetzende Euphorie ausgelöst hat. Vielleicht genas er ein wenig, vielleicht änderte sich seine Krankheit. Sicherlich hatte der Zauber von Sils an dieser Hochstimmung mitgewirkt. Er bewohnt als Einsiedler ein rückwärtiges Zimmer in einem kleinen, ein wenig von der Straße abgelegenen Haus zum Wald hin, schattig und vor hellem Licht, das seine Augen so schlecht trugen, geschützt.

Hier führt er das Leben eines Denkers: ruhig, am See und im Bergwald wandernd, seinen Gedanken nachhängend, fleißig lesend und schreibend, abgeschlossen und zurückgezogen. Es formt sich das Bild des einsamen Nietzsches, wie es uns so oft überliefert wurde. Alle diese Umstände schließen sich zusammen zu einer seltsamen Stimmung: «An meinem Horizonte sind Gedanken aufgestiegen, dergleichen ich noch nicht gesehen habe ... Ich werde wohl einige Jahre noch leben müssen.» Er wird zwar noch zwanzig Jahre leben, die Hälfte davon aber in geistiger Umnachtung, von der Mutter und nach deren Tod von der Schwester umsorgt. Am 3. Januar 1889 erfolgte in Turin auf der Piazza Carlo Alberto ein geistiger Zusammenbruch. Wenige Tage später holte ihn ein Freund ab und brachte den Kranken in die Basler Nervenklinik. Die Basler Diagnose lautete: Paralysis progressiva. Mitte Januar holte ihn die Mutter ab und brachte ihn nach Jena, wo Nietzsche in der Klinik von Professor Binswanger Aufnahme fand. Nietzsches Umnachtung dauerte länger als ein Jahrzehnt. Nach dem Tod der Mutter, 1897, übernahm die Schwester die Pflege. Sie hatte mit Nietzsche ein Haus in Weimar bezogen, in dem sie nicht nur den geisteskranken Bruder hütete, sondern auch dessen Bücher, Manuskripte und Notizen sammelte. Bald entstand ein Nietzsche-Kult, von dem er selber aber nichts mehr wußte. Er starb am 25. August 1900 und wurde auf dem Friedhof zu Röcken neben seinem Vater begraben.

Viele Einzelheiten mußten aus dieser kurzen Schilderung ausgelassen werden. Es waren vor allem die vielseitigen, teils tragischen Freundschaften, die für die Deutung Nietzsches Lebens so bedeutsam sind. Auch die verschiedenen Reisen, vor allem in Italien, haben wir nicht erwähnt. Sie sind aber leicht nachzulesen, vielleicht am einfachsten im Buch von Ivo Frenzel: *Friedrich Nietzsche. In Selbstzeugnissen und Bilddokumenten* (Rowohlt's Monographien, B. 115, Rowohlt-Verlag, Reinbek bei Hamburg, 3¹⁹⁶⁸). Stattdessen möchten wir einen Teil aus dem vierten Abschnitt von Nietzsches bedeutendstem Buch interpretieren: *Also sprach Zarathustra, Vierter Teil, Der Zauberer*.

Der Zauberer

Es ist wohl eine Zumutung, diesen relativ kurzen Text als Grundlage der Deutung von Nietzsches Werk zu nehmen. Das gesamte Buch «Also sprach Zarathustra» entstand in vier Anhängen. Die drei ersten Teile entstanden im Verlaufe eines Jahres, wurden mit überraschender Plötzlichkeit der Eingebung hervorgehoben. Bei jedem Teil sind kaum mehr als zehn Tage für die eigentliche Arbeit, das heißt für die Niederschrift zu rechnen: 1. Teil: Februar 1883 in Rapallo, 2. Teil: Juni 1883 in Sils Maria, 3. Teil: Januar 1884 in Nizza. Der 4. Teil ist merklich verschieden von den vorangehenden und ist mit Unterbrechungen vom Herbst 1884 bis Februar 1885 niedergeschrieben. Das für uns in Frage kommende Stück beginnt zunächst mit einem Bericht. Zarathustra wandelt allein in einer Bergland-

schaft. Als er um einen Felsen herum biegt, da sieht er, wie ein Mensch, nicht weit unter ihm, auf der Erde liegt. Nietzsche berichtet: «Als er aber hinzulief, an die Stelle, wo der Mensch auf dem Boden lag, fand er einen zitternden alten Mann mit stieren Augen; und wie sehr sich Zarathustra mühte, daß er ihn aufrichte und wieder auf seine Beine stelle, es war umsonst. Auch schien der Unglückliche nicht zu merken, daß jemand um ihn sei; vielmehr sah er sich immer mit rührenden Gebärden um, wie ein von aller Welt Verlassener und Vereinsamter. Zuletzt aber, nach vielem Zittern, Zucken und Sich-Zusammenkrümmen, begann er also zu jammern» (Z. S. 277f.).

Hier entwirft Nietzsche die Grundsituation menschlichen Lebens: Der Mensch ist ein Verlassener und Vereinsamter. Er merkt nicht, daß jemand um ihn ist. Diese vermeintliche Situation entlockt ihm die Sprache, die aber im Grunde genommen keine Sprache, sondern ein Jammern ist. Der Ausdruck «Jammern» ist hier wohl als ein Sprechen gemeint, da der Mensch dessen nicht sicher ist, ob ihm jemand zuhört. Vielleicht ist damit jene Wirklichkeit angedeutet, die Karl Rahner für das Gebet «Worte ins Schweigen» gebraucht. Wie lautet dieses Jammern?

► Der gejagte Mensch

«Wer wärmt mich, wer liebt mich noch? Gebt heiße Hände! Gebt Herzens-Kohlenbecken! Hingestreckt, schauernd, Halbtotem gleich, dem man die Füße wärmt – geschüttelt, ach, von unbekanntem Fiebern, zitternd von spitzen, eisigen Frostpfeilen, von dir gejagt, Gedanke! Unnenbarer! Verhüllter! Entsetzlicher! Du Jäger hinter Wolken! Darniedergeblitzt von dir, du höhnisch Auge, das mich aus Dunklem anblickt: – so liege ich, biege mich, winde mich, gequält von allen ewigen Martern, getroffen, von dir, grausamster Jäger, du Unbekannter – Gott» (Z. 278).

Ein höchst bedeutsamer Anfang. Der menschliche Zustand in der Welt wird da von einem Gotteserlebnis her bestimmt. Der Bericht hebt an mit der «Sehnsucht». «Wer wärmt mich, wer liebt mich noch? Gebt heiße Hände! Gebt Herzens-Kohlenbecken!» Der Ausgang des Nachdenkens wird hier etwa auf der gleichen Höhe begonnen wie bei einem Augustinus oder bei einem Blondel. Das «Wer wärmt mich» ist ein Grundruf des Geschöpfes. Dieser Ruf ist ununterdrückbar, steigt aus dem menschlichen Seinsdynamismus auf. «Warmsein» ist ein Wesensbedürfnis des Geschöpfes. Die Sehnsucht nach «Wärmendem», nach einem Leib, nach einem Anschmiegen in der Kälte unserer Welt. Dieser Sehnsucht kann niemand ausweichen. Sie vergeistigen und auf eine höhere Ebene heben, das schon; aber Ausweichen gibt es da grundsätzlich nicht. Der «geisttragende Leib» ist hingestreckt, eisige Frostpfeile treffen ihn. Er ist gejagt vom «Gedanken». Dies ist die andere Seite unserer Sehnsucht: die «Zurückweisung». Was ist das doch für ein Leben? Der Mensch ist ausgeliefert der Kälte; zugleich hell lebendig und halb tot. Er ist geschüttelt von Ängsten und Nöten, aber auch von Ahnungen. Ihn jagt «der» Gedanke! Das heißt: Er ist hinausgerissen aus der lebendigen, warmen Nähe des Blutes, aus der tierischen Wärme des Seins ohne Bewußtsein. Man muß ihm die Füße wärmen, diesem geisttragenden Leib. Was verursacht diese ungeheure Spannung in der menschlichen Existenz? Nietzsche versucht, es zu bestimmen.

Es ist etwas, das er zunächst mit vier Bezeichnungen andeutet. Es ist der «Unbekannte, Verhüllte und Entsetzliche». Einem jeden, der mit der griechischen Patrologie einigermaßen bekannt ist, wird gleich einleuchten, wer mit dieser ersten Bezeichnung gemeint sein dürfte: Gott. Wir dürfen Gott nicht verniedlichen! Er ist wirklich unbekannt, verhüllt und manchmal auch entsetzlich. Sein Geheimnis ist ewig unentschleierbar. Das ist der Grund für unsere Qual auf Erden, aber auch für unsere ewige Seligkeit im Himmel. Er bleibt der ewig unbekannte Gott. Deshalb können wir, auch im Himmel, ewig in ihn hineinschreiten, von ihm immer mehr empfangen. Er bleibt uns immer verhüllt, gerade indem er sich offenbart. Freilich, der Unterschied zwischen unserem irdischen Dasein und unserem Sein im Himmel ist: Hier ist er manchmal wirklich entsetzlich (mit seiner Erhabenheit, Größe, Forderung und Macht); dort drüben – wie auch immer wir uns den Himmel vorstellen – wird seine Unbekanntheit und Verhülltheit zu einer ständig wachsenden Seligkeit für uns. – Die

zweite Bezeichnung für ihn lautet: der «Jäger». Er will keinem Menschen seine Ruhe gönnen. Weshalb? Ich glaube, weil er der Gott meines Lebens ist. Er will mir etwas ungemein Persönliches sagen und es auch von mir fordern. Ich muß herausfinden, wer dieser Gott ist, der Gott meiner Lebenserfahrung – außerhalb von Formulierungen, Begriffen und Systemen. Gerade durch ihre positive Forderung eines wahrhaftigen Menschseins vor Gott ist die christliche Verkündigung ein leidenschaftlicher Protest gegen des Menschen Unwahrhaftigkeit. Protest gegen die unwahrhafte Frömmigkeit des Buchstabens, dem der erfahrene Gott fehlt. Protest gegen alles religiöse Getue, dem die innere Wirklichkeit des Herzens nicht entspricht. Hier wird der Mensch von Gott in seiner ganzen Existenz angesprochen und herausgefordert. Deshalb ist er der «Jäger».

Die dritte Bestimmung Gottes bei Nietzsche ist das «Auge». Ein sehr tiefes Symbol der biblischen Spiritualität. «Auge» bedeutet wohl in diesem Zusammenhang, daß Gott mich ständig anblickt, daß nichts in mir ihm entgeht, daß er mich beobachtet, daß nichts in mir ihm fremd sein kann. Der Mensch ist dem Wissen Gottes ausgeliefert. Selbst seine geheimsten Gedanken und Wünsche. Dies zu wissen, danach zu leben und es zu bejahen, kann die höchste Stufe der Heiligkeit sein. Vor ihm sich fürchten bedeutet dann, wie es bei Nietzsche steht, daß das Auge Gottes «höhnisch» ist. – Schließlich die vierte Bestimmung Gottes bei Nietzsche: das «Dunkle». Er blickt uns aus dem Dunklen an, aus einem Bereich, den wir nie ausforschen können. Seien wir hier ganz ehrlich: Ist das nicht auch unsere Gotteserfahrung, oder sollte sie sein? Jedenfalls erfuhren die Kirchenväter Gott immer wieder und immer neu als die «Dunkelheit». Unter den «Namen Gottes» ist dieser vielleicht der bezeichnendste und für uns existentiell bedeutendste. Gott lebt «hinter den Wolken». Dies war auch die Erfahrung von Moses, der uns Gott zum erstenmal am eindringlichsten nahegebracht hat. Und dies ist auch die Erfahrung von uns allen: Aus dem Dunklen kommt mir Gott entgegen. Seine Dunkelheit zu bejahen, an ihn sich bescheiden, das kann unser Leben von innen her heilen, ihm Kraft und Mut verleihen.

► Der Zerbrochene

Weiter heißt es im Bericht: «Triff tiefer! Triff einmal noch! Zerstück, zerbrich dies Herz! Was soll dies Martern mit zähnenstumpfen Pfeilen?» – Das Eigenartige an Gottes «Martern» ist, daß es gar nicht einem Absoluten entspricht. Es ist nicht großartig, tödlich, sondern geschieht mit «zähnenstumpfen Pfeilen». Gott könnte all dem ein Ende machen. Aber er tut es nicht, er trifft nicht tief genug. Dies ist Gottes seltsame Psychologie mit uns: Er läßt uns – wenn ich es einmal so ausdrücken darf – gleichsam «schmoren». Er zerbricht uns das Herz nicht, sondern quält uns, indem er uns nicht die Ruhe gönnt. Gelegentlich hat er es eilig. Aber gewöhnlich läßt er sich viel Zeit. Daran muß sich der Mensch gewöhnen: die Zeit der Gnade, den «Kaïros» zu erspüren. Leider gibt sich der Mensch oft nicht so viel Zeit, wie Gott selbst ihm vergönnt. Auch im Glauben nicht. Er meint, er müßte alles auf einmal nachvollziehen, alles auf einmal leisten. Dabei sehe ich etwas Ungutes: Warum kann der Mensch ein Problem, ja eine Glaubensentscheidung nicht auf eine Zeit aufschieben? Selbst wenn es um wesentliche Glaubenswahrheiten geht. Warum lassen wir uns nicht Zeit? Vielleicht ist der Augenblick noch nicht da, um alles auf einmal zu glauben. Gott läßt uns Zeit, er ist ein Krieger mit «zähnenstumpfen Pfeilen». Ich halte es durchaus für möglich, daß er nicht auf einmal alles von uns fordert, daß es denkbar ist, einige Fragen beiseite zu schieben. Wohlverstanden: Sie nicht zu leugnen, aber sagen, dazu habe ich noch nicht die Gnade erhalten. Ich gebe mir die Möglichkeit zu reifen, zur Erkenntnis zu gelangen. Ich muß wissen, daß Gott viel Zeit mit mir hat, und nicht alles auf einmal fordert. Es gibt im christlichen Leben verschiedene Zeiten des Glaubensnachvollzugs. Einmal leuchtet einem diese, ein anderes Mal jene Wahrheit ein. Wir sollen unser Leben als eine Einheit betrachten. Auf diese große Einheit kommt es an. Wenn Gott selbst nicht «tief genug treffen will», dann sollen wir auch Geduld mit uns selbst haben. Dies wäre eine wesentliche Voraussetzung der Heiligkeit. Nicht Unglaube, sondern der Weg zu unserer Heiligung. Von diesem Ansatz her ist die Fortsetzung des Berichtes verständlich.

► Der eifersüchtige Gott

«Was blickst du wieder, der Menschen-Qual nicht müde, mit schadenfrohen Götter-Blitz-Augen? Nicht töten willst du, nur martern, martern? Wozu – mich martern, du schadenfroher unbekannter Gott? Haha! Du schleichst heran? Bei solcher Mitternacht was willst du? Sprich! Du drängst mich, drückst mich – ha! Schon viel zu nahe! Weg! Weg! Du hörst mich atmen, du behorchst mein Herz, du Eifersüchtiger! – Worauf doch eifersüchtig? Weg! Weg! Wozu die Leiter?» (Z. 279).

Hier wird Gottes Wesen offenbar. Er ist ein eifersüchtiger Gott. Dies ist wieder eine biblische Bestimmung Gottes. Worauf ist er eifersüchtig, und warum? Er will keinen andern Gott neben sich dulden. Und Gott ist alles, was unser Herz restlos ausfordert. Gott ist uns viel zu nahe. Er hat eine «Leiter», auf der er unmittelbar heruntersteigt in unser Herz. Diese Bilder bedeuten wohl: Gott ist uns ganz persönlich nahe. Er ist weder eine Vorstellung noch ein Begriff, sondern eine Person. Eifersüchtig kann nur eine Person sein. Wir sehen, wie für Nietzsche das Bild Gottes mit jedem Gedankenschritt wächst. Mag er in seinem Kopf ein Atheist gewesen sein, in seinem Herzen war er ein Christ. Dies deutet die nachfolgende Strophe an:

► Gottes Einsteigen ins Herz

«Willst du hinein, ins Herz, einsteigen, in meine heimlichsten Gedanken einsteigen? Schamloser! Unbekannter – Dieb! Was willst du dir erstehlen? Was willst du dir erhörchen? Was willst du dir erfolttern, du Folterer! Du – Henker-Gott!» (Z. 279).

Wiederum tauchen zwei biblische Begriffe auf: das «Herz» und der «Dieb». Das Herz ist wohl das Bild für das «Du», für seine Einmaligkeit, ja für die Einmaligkeit des Einmaligen. Der «Ort», wo die konkrete Wirklichkeit des Menschen, seine Leiblichkeit und seine Seele, seine Wünsche und Gedanken in einer unlöslichen Einheit zusammengebündelt sind. In diese Einmaligkeit will Gott hinuntersteigen. Und dies kann nur er tun. Er schleicht hinein: er ist der «Dieb». Dieser Text könnte gut in der Bibel stehen, etwa im Buch Job. Ich selber sehe keine Gotteslästerung in ihm, eher den Aufschrei eines gequälten Herzens. Und wessen Herz wäre nicht gequält?

► Gott, der Jäger

«Oder soll ich, dem Hunde gleich, vor dir mich wälzen? Hingehend, begeistert-außer-mir, dir – Liebe zuwedeln? Umsonst! Stich weiter, grausamster Stachel! Nein, kein Hund – dein Wild nur bin ich, grausamster Jäger! Dein stolzester Gefangener, du Räuber hinter Wolken! Sprich endlich! Was willst du Wegelagerer, von mir? Du Blitz-Verhüllter! Unbekannter! Sprich, was willst du, unbekannter – Gott?» (Z. 279–280).

Wenn schon der Mensch derart, in solcher existentieller Hingabe, sich auf Gott einläßt, dann ist er kein «Hund Gottes». Gott will gar nicht, daß der Mensch «Liebe zuwedelt». Er möchte auch nicht, daß der Mensch, dem Hunde gleich, sich vor ihm wälzt. Gott will ihn gar nicht zahm machen, ihn nicht zähmen. Er ist «kein Hund» vor Gott, sondern «sein Wild», sein «stolzester Gefangener». Daß der Mensch Bild und Gleichnis Gottes ist, das haben wir – so denke ich – noch nicht voll erfaßt. Ich möchte hier nur die Freiheit des Menschen nennen. Der Mensch ist frei. Aber was bedeutet Freiheit? Die Freiheit «consistit in indivisibili», das heißt, entweder ist man frei – oder nicht. Der Unterschied besteht nur darin, wie oft er diese seine Fähigkeit, frei zu sein, ausübt. In der letzten Analyse ist Gott nicht «freier» als der Mensch. Wenn der Mensch sich Gott schenkt, so geschieht das immer in freier Hingabe, sonst ist es kein Geschenk und auch keine Freundschaft. Um das Herz eines andern freien Wesens muß gekämpft werden. Selbst Gott kann diese Grundgesetzlichkeit des Lebens nicht aufheben. Freundschaft entsteht nicht im «zuwedeln», sondern ist in einem oft harten Kampf geboren. Freilich kann und muß Gott dabei der Sieger bleiben. Er ist ein Wegelagerer und ein Jäger. Wenn wir diesen Aspekt unserer Beziehung zu Gott

vernachlässigen, so haben wir keinen wirklichen Gott, sondern nur ein schwächliches, erbärmliches Gegenüber.

► Gott, der Erlöser

«Wie? Lösegeld? Was willst du Lösegeld? Verlange viel – das rät mein Stolz! Und rede kurz – das rät mein anderer Stolz! Haha! Mich – willst du? Mich? Mich-ganz?» (Z. 280).

Gott will offenbar kein Lösegeld. Er will weder viel verlangen noch lange sprechen. Etwas grundsätzlich anderes möchte er vom Menschen: Ihn selbst. Und zwar: Ihn ganz. Der Begriff «Erlösung» wird hier von Nietzsche grundsätzlich umgedeutet. Gott braucht nichts vom Menschen, keine äußere Leistung, keine Abzahlung der Schuld. Er spricht nicht mit dem Menschenstolz. Viel mehr möchte er haben: Den Menschen selbst, und zwar ganz. Das ist aber jene Ebene, auf der nichts erzwungen werden kann. Das ist die Ebene der Freundschaft. Wollen wir die ganze Tragweite dieses Gedankens verstehen, dann müssen wir uns auf unsere menschlichen Erfahrungen stützen, gedanklich nachzeichnen, was sich in der menschlichen Zuneigung ereignen mag, und darin wiederum, was die Freundschaft Gottes in uns erschaffen kann. In der menschlichen Freundschaft erhalte ich vielleicht nichts Handgreifliches von meinem Du. Ich bekomme das Geschenk, daß ich einem Menschen Du sagen darf. Vorher, vor dieser Freundschaft, war ich kein «Ich». Ich war nur die Rollen, die ich gespielt habe, ja spielen mußte. Seitdem ich aber ein «Du» habe, bin ich ein «Ich». Wir beide sind, indem wir «miteinander sind», ein «wir» sind. Das Sein des andern wird in der Freundschaft unser eigenes Sein. Wir sind «Mit-Sein». Dieser Vorgang menschlicher Freundschaft ist ein Gleichnis dafür, was Erlösung bedeutet. Mit Gott heißt demnach, mit ihm im «Seinsaustausch» zu leben. Das Sein Gottes wird darin unser eigenes Sein. Es ist aber Gott. Etwas folgt daraus, das wir fast nicht auszusprechen wagen: Ich bin zu Gott geworden. Ich wurde zum Sohn des Vaters, weil Christus der Sohn des Vaters ist. Meine Liebe zu Gott ist die gleiche, mit der Christus den Vater liebt: Der Heilige Geist. Wir können dieses Geheimnis unserer Erlösung, unseres Lebens im dreieinigen Gott nicht durchdringen. Eine schwindelerregende Tiefe öffnet sich da. In diesen Urgrund, in dieses Geheimnis des innergöttlichen Lebens, worin Gott Gott ist, der Vater im Sohn, der Sohn im Vater und beide eins in der Liebe des Heiligen Geistes, dahinein werde ich gezogen. Versuchen wir hier die Worte zu vergessen, auch Worte wie «Unsterblichkeit», «Auferstehung», «Weltgericht» und «Fegfeuer», ja vielleicht selbst das Wort «Himmel». Versuchen wir das Eigentliche unserer Erlösung, die wir hier nur stammelnd ausdrücken konnten, unserem Gemüt nahekommen zu lassen.

► Gott, an dem man zerbricht

«Haha! Und marterst mich, Narr, der du bist, zermarterst meinen Stolz? Gib Liebe mir – wer wärmt mich noch? Wer liebt mich noch? – Gib heiße Hände, gib Herzens-Kohlenbecken, gib mir, dem Einsamsten, den Eis, ach! siebenfaches Eis nach Feinden selber, nach Feinden schmachten lehrt, gib, ja ergib, grausamster Feind, mir – dich! Davon! Da floh er selber, mein letzter, einziger Genöß, mein großer Feind, mein Unbekannter, mein Henker-Gott!» (Z. 280–281).

Das Motiv der Flucht wird hier angetönt. Wieder ein biblischer Gedanke. Der Mensch kann offenbar die Nähe Gottes nicht aushalten. Er flüchtet vor Gott, wie Jonas damals vor seinem Auftrag von Gott geflüchtet ist. Wir müssen wissen: Es ist nicht leicht, Gottes ganze Forderung auszuhalten. Er kann uns erscheinen als Feind, Unbekannter, als Henker-Gott. Vielleicht zerbrach Nietzsche selbst an diesem Gott. Aber nicht nur Nietzsche! Wir müssen sehen, daß selbst unser Herr Christus die ständige Gegenwart des Vaters nicht aushalten konnte. Christi Leben war kein großartiges «Drama». Im Ölgarten hat er sich auf dem Boden gewälzt, hat geschrien, irrte

umher, schwitzte Blut. Dreimal bat er den Vater und sagte immer dasselbe, daß er nicht mehr möge. Mit fremden Augen starrte er auf die Gestalt des Engels, der ihn trösten wollte. Am Ende brachte er nur noch in einem Nebensatz ein «Ja» fertig, zugefügt zu einem furchtbaren «Nein». Schließlich konnte er es nicht weiter ertragen und schrie: «Es ist jetzt genug!» Dies war das Geheimnis der Ohnmacht Christi, der Ohnmacht aller Barmherzigen, die das Leben der andern mittragen wollen. In einem für uns unausdenklichen Sinn ist er in seinem Leid hinabgestiegen in die Hölle, in die Zerstörung aller Hoffnungen. Und er hielt es aus und bewies damit, daß er Gott selber war. Er legte sich hin auf die sündenbefleckte Erde, grub sich gleichsam in sie hinein, drückte sie an sich. Von nun an kann und darf der Mensch traurig sein und voller Verzweiflung, gottverlassen sogar. Er ist nicht mehr allein. Gott ist mit ihm. Es gibt keine Macht der Welt mehr, die einen solchen Erlöser von uns nehmen könnte. Mögen jene, die sich die Selbstsucht und die unerbittliche Selbstbehauptung zum Lebensgesetz gemacht haben, uns Leid und Not zufügen; im Tiefsten unserer Existenz haben sie keine Macht mehr über uns. Christus hat zu allem Ehrlich-Gemeinten des Menschenherzens, zu aller Milde und Verzeihung, zu aller Güte und Hoffnung sein unendliches Ja gesagt.

► Menschliches Glück

«Nein! Komm zurück, mit allen deinen Martern! Zum Letzten aller Einsamen, o komm zurück! All meine Tränenbäche laufen zu dir den Lauf! Und meine letzte Herzensflamme – Dir glüht sie auf! O komm zurück, mein unbekannter Gott! Mein Schmerz! Mein letztes – Glück!» (Z. 281).

Dies ist der Abschluß dieses seltsamen Berichtes. Trotz allem, trotz Ablehnung und Widerstreben, sagt der Mensch sein «Ja» und ruft «Komm zurück!» Alle Tränenbäche des Menschen fließen zum Unbekannten, zu Gott. Die letzte Herzensflamme glüht ihm entgegen. Gott bleibt zwar immer noch sein Schmerz. Aber darüber hinaus erahnt er bereits, daß Gott sein letztes Glück ist. Ist es möglich, Gott zugleich als Schmerz und als Glück zu erfahren? Ich glaube, grundsätzlich ja. Um dies zu begründen, müßte man zwei Gedankengänge anführen.

Erstens: Die christologischen Gründe. Christus lebte in der «Anschauung des Vaters». Es gibt Theologen, die behaupten, diese Anschauung wäre eine «beseligende» gewesen. Ich glaube aber, daß diese Annahme grundsätzlich falsch ist. Wie könnten wir dann Christi Einsamkeit und Gottverlassenheit, seine Agonie und seinen Blutschweiß erklären? Gerade indem Christus den Vater angeschaut hat, seine Nähe erfuhr, und zugleich auch erfahren mußte, daß er dem Leid und der Not, der Zusammenhanglosigkeit unserer Welt ausgeliefert ist, wurde sein Leid so echt, ja so unermesslich. Gottes Nähe mit allen Fasern der Existenz zu erleben und zugleich der Not ausgeliefert zu sein, dafür gibt es nur ein sehr schwaches Gleichnis, nämlich das der «Hölle». Gerade die Anschauung des Vaters steigerte Christi Leid ins Unermessliche. Es war also keine «beseligende Anschauung» Gottes, sondern eher eine schmerzhafteste, das Leid erhöhende Anschauung, die sich da in Christus ereignete. Er fühlte sich Gott ganzheitlich nahe, und zugleich von ihm radikal getrennt. Er sehnte sich nach dem Vater und wußte zugleich, daß er durch Leid und Not zu ihm gelangen kann. Denkt man diese Zusammenhänge nicht in letzter Folgerichtigkeit durch, so hat man vom Leben Christi recht wenig begriffen.

Zweitens: Auch unser eigenes Leben bleibt uns unverständlich, wenn man nicht jenes bedenkt, das wir als «eschatologische Sehnsucht» bezeichnen könnten. Es ist bezeichnend, daß am Ende des Neuen Testaments der schmerzhaft-sehnsuchtsvolle Ruf steht «Amen. Komm, Herr Jesus!» (Offb 22, 20). In unseren Sehnsüchten leben wir alle uns selbst voraus. Die Sehnsucht nach der Wiederkunft Christi ist nur die letzte Kristallisierung vieler Hoffnungen und Sehnsüchte. Ernst Bloch hat diese Struktur menschlicher Existenz in seinem Buch «Das

Prinzip Hoffnung» klar herausgestellt. Maréchal und Blondel haben sie geradezu zur Grundlage ihres Philosophierens gemacht. Erst indem der Mensch auf etwas aus menschlichen Kräften Unerreichbares – mit seinem einzig wahren Namen benannt: auf Gott – vorausgreift, entsteht in ihm überhaupt Bewußtsein, Wissen und Wollen, ja Menschsein. Die Herausforderung muß wahrhaft so groß sein, so unerreichbar, wenn die Wirklichkeit wenigstens einen kleinen Teil von dem leisten soll, was ihr zugrundegelegt ist. Ohne Sehnsucht verkümmert das menschliche Bewußtsein; und ohne Sehnsucht nach der Wiederkunft Christi verkümmert das christliche Leben.

Hier möchte ich noch eine Frage aufwerfen: Kann der Mensch, und vor allem, kann der Christ in einer solchen Seinssituation noch Freude empfinden? Sicher ist, daß unsere Botschaft an die Welt «eu-angelion» heißt, Frohe Botschaft. In diesem Sinne sollten wir alle unser Evangelium schreiben, vielleicht nicht mit Tinte und Papier, sondern mit unserem eigenen Leben. Freude zu sein – nicht bloß Freude zu haben –, ist nicht nur eine gute Eigenschaft, nicht nur ein wenig Lustigsein und «Sich-glücklich-fühlen». Es ist für uns eine christliche Pflicht; ja manchmal eine sehr schwere Pflicht des Alltags. Wie ist das aber möglich? Um ehrlich zu sein, ich selber weiß es auch nicht. Statt lange darüber zu diskutieren, möchte ich aus der «Blütenlegende» des heiligen Franziskus von Assisi ein kleines Beispiel erzählen, das Sie alle sicherlich sehr gut kennen. Es heißt dort: «Endlich ergriff Bruder Leo das Wort und sprach: «Vater, ich bitte dich in Gottes Namen, sag' mir, worin die vollkommene Freude liegt!» Der heilige Franziskus erwiderte ihm: «Wenn wir jetzt ganz durchnäßt, vom Regen und von der Kälte durchschauert, nach Santa Maria degli Angeli kommen, und wenn wir dann an der Pforte läuten und der Pförtner käme und spräche: Wer seid ihr? Und wenn er auf unser Wort: Wir sind zwei deiner Brüder, uns anführe und spräche: Was? Zwei Landstreicher seid ihr und streicht in der Welt herum und nehmt den Armen ihre Almosen weg! Und er würde uns nicht aufmachen, sondern ließe uns stehen in Schnee, Wasser, Frost und Hunger bis in die Nacht hinein ... Und gesetzt, wir würden bei so übler Behandlung noch einmal klopfen und inständig unter Tränen bitten, man möchte uns doch auf tun, und jener geriete in Wut und käme mit dem Knüppel und packte uns an der Kapuze und schlug uns, daß wir nur so in Dreck und Schnee herumtaumelten ..., wenn wir all die Unbill, Kränkung und Schläge ertrügen, im Gedanken, daß wir die Peinen Christi mit aller Geduld ertragen, o Bruder Leo, schreibe es, da liegt die vollkommene Freude.» Ich weiß nicht, ob wir selber den Mut aufbrächten, so zu leben! Es wäre herrlich!

* * *

Der Bericht aus dem «Also sprach Zarathustra» endet seltsam. Schließlich bleibt alles in Schweben. Zarathustra beschuldigt den Zauberer, ein Lügner und Verführer zu sein; er wolle ihn versuchen. «Der alte Zauberer schwieg eine Weile, dann sagte er: «Versuchte ich dich? Ich – suche nur. O Zarathustra, ich suche einen Echten, Rechten, Einfachen, Eindeutigen, einen Menschen aller Redlichkeit, ein Gefäß der Weisheit, einen Heiligen der Erkenntnis, einen großen Menschen!» (Z. 284). Für diesen Bericht müssen und dürfen wir Christen Friedrich Nietzsche, den die heilige Theresia von Lisieux ihren «kleinen, kranken Bruder» nannte, dankbar sein.

Ladislav Boros

Geschenkabonnement der Orientierung

Soll durch das Weihnachtsgeschäft der materielle Konsum weiter gefördert werden? Was ist ein sinnvolles Geschenk: einige Überflussgüter mehr oder eine Zeitschrift, die zur geistigen Auseinandersetzung anregt? Ihren Auftrag werden wir gerne besorgen. Richten Sie bitte Ihre Wünsche bis spätestens 12. Dezember an die Administration «Orientierung», Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich.

IST DAS ZEITALTER DER SCHULE VORBEI?

In der vorletzten Nummer (31. Oktober 1971) brachten wir den Artikel «Schule – Fortschritt – Götze» von Iwan Illich. Da dieser Artikel sehr rhetorisch gehalten war, baten wir einen Mann mit reicher praktischer Erfahrung, Dr. Leo Kunz, Direktor vom Lehrerseminar, Zug, uns dazu eine Stellungnahme zu schreiben.

Redaktion

Iwan Illich, Top-show-man oder Prophet?

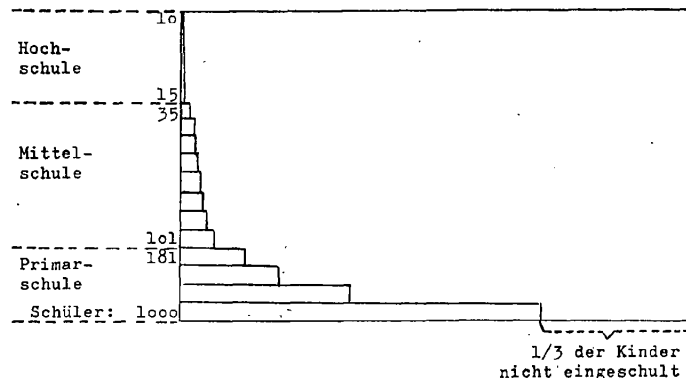
Sicher ist Iwan Illich, wenn er irgendwo in Südamerika spricht, der Top-show-man. Die Hörsäle sind überfüllt. Illich tritt unter Applaus ein, mit der Elastizität eines Seiltänzers, lächelnd. Er läßt die farbigen Kugeln seiner kühnen Vergleiche steigen und spielt mit ihnen wie ein Jongleur. Schlußapplaus! Die Verwirklichung der Ideen überläßt er den andern, ausgenommen das Forschungszentrum für Entwicklung und kirchliches Leben (CIDOC), das Illich in Cuernavaca (Mexiko) schuf: ein Zentrum für Selbsterfahrung und Ideenaustausch, welches in seiner Art faszinierend ist, aber kaum als Modell für eine Gesamtbildungskonzeption eines Landes oder der Welt dienen kann.

Andererseits ist Iwan Illichs Auftreten sicher nicht nur eine Show, um zu verblüffen, ein Jongleurspiel um seiner selbst willen. Illich ist ein Prophet – vor allem für die Entwicklungsländer. Seine impertinent vorgebrachte, unermüdlich wiederholte, provozierend formulierte Infragestellung des angebotenen Schulsystems trifft vorerst ein fundamentales Problem Südamerikas.

Der Unsinn des traditionellen Schulsystems in einem Entwicklungsland

Alle Apostel der Alphabetisation und der Bildungsförderung verfolgen in den Entwicklungsländern nur ein Ziel: Möglichst rasch möglichst vielen Menschen den Segen der obligatorischen Schule zukommen zu lassen. Darin sind sich Unesco, Missionen und Regierungen der Entwicklungsländer einig. Als Modell gilt natürlich das Schulsystem der entwickelten Nationen. Man hat ja die hohe Korrelation von Bildungsstand und Bruttosozialprodukt errechnet. Also, nichts wie los mit Schulung! Resultat: Mit ungeheurem Aufwand wird ein allgemein verbindliches Schulsystem aufgebaut, das nur einem minimalen Teil der Bevölkerung zugute kommt. Nehmen wir das Beispiel Brasilien, ein Land, das dank seiner hochentwickelten Industriezentren nicht einmal als typisch für Entwicklungsländer angesehen werden kann. Laut offizieller Statistik von 1970 (A Defesa Nacional Separata MAR/ABR 1970, A problematica da educação no Brasil, Revista de assuntos militares e estudos Brasileiros, Rio de Janeiro) werden 30 % der Kinder nicht

SCHULPYRAMIDE in BRASILIEN



eingeschult. Von eintausend Schülern, welche in die erste Klasse eintreten, erreichen nur 10 % nach der vierten Klasse die Sekundarschule, nur 1,5 % kommen an die Universität und 1 % schließen dort ab. Was geschieht mit den andern, die

im Verlauf der 4 Primar-, 7 Mittelschul- und 5 Hochschuljahre ausscheiden? Die meisten bringen nichts mit, was ihnen für das Leben in ihrem Land nützlich wäre. Sie werden zu bildungsfrustrierten, unzufriedenen jungen Menschen. Außerdem gehen von den Mittelschülern 10 % in Richtung Lehrerbildung, 4 % in die technische Abteilung, 12 % in den Handel und nur 1 % in die Landwirtschaft! Dagegen durchlaufen 73 % ein klassisches Gymnasium. Das gesamte Schulsystem steht in keinem Verhältnis zu den Forderungen eines Entwicklungslandes. Es selektioniert aus dem Volk eine Elite, die vorwiegend in die Berufe der ehemaligen kolonialen Herrscherklasse drängen!

Schulendes Leben – Schule des Lebens

Daraus verstehen wir die allgemeine Forderung nach Schulungsmöglichkeiten, die in engem Kontakt mit den Entwicklungsaufgaben eines Landes stehen, aus ihnen hervorgehen und ihnen unmittelbar dienen. Zum Beispiel Hebung der landwirtschaftlichen Produktion auf breiter Basis durch einfache und billige Verbesserungen, verbunden mit einer Schulung der Jugend in den Primar- und Sekundarschulen und der Erwachsenen durch eine Basiserziehung. Das Movimento de Educação de Base (Dokumentation: Rua Sao Clemente 385, Rio de Janeiro) alphabetisiert Erwachsene gleichzeitig mit der Bildung von Aktionsgruppen (Produktionsgruppen: Kleinkooperativen, Syndikate, Dienstgruppen für Sanierungsarbeiten und Freizeitgruppen). Paulo Freire hat festgestellt, daß Erwachsene in erheblich kürzerer Zeit lesen und schreiben lernen als Kinder (vierzig Stunden), wenn alle Wörter und Sätze in unmittelbarem Bezug stehen zu einer dringenden Aufgabe, die sie aktuell beschäftigt.¹ Daraus folgern Kritiker des Bildungssystems in den Entwicklungsländern, daß Schulen keine Tunneln sein dürfen, in die man zu einem bestimmten Zeitpunkt hineinschlüpfen und die man kontinuierlich durchlaufen muß, um zu den Berechtigten zu gehören. Es muß zu jedem Zeitpunkt des Lebens diesem Alter und seiner Aufgabe entsprechende Bildungsmöglichkeiten geben. Eine Idee, die uns von der Education permanente und dem sogenannten zweiten Bildungsweg her nicht unbekannt ist. Illich aber geht weiter. Anstatt ungeheure Summen in den ordentlichen Bildungsweg zu investieren, der doch nur einer kleinen Zahl Privilegierter dient, soll der Staat jedem Bürger einen bestimmten Bildungskredit gutschreiben, mit dem er irgendwann während seines Lebens aus einem großen Angebot freier Bildungsmöglichkeiten die ihm entsprechendste auslesen kann. Ja, Paulo Freire möchte die Bildung überhaupt dem Erwachsenenalter vorbehalten.

Naht auch bei uns der Zusammenbruch des offiziellen Schulmonopols?

Hartmut von Henting zeigt in seinem neuen Buch «Cuernavaca oder Alternativen zur Schule» (Klett und Kösel, 1971), daß Illich nur ein, wenn auch wohl der brillianteste Vertreter einer Antischulbewegung ist, die besonders in US-Amerika aus der Enttäuschung über die Schulreform hervorging und schon breite Wellen schlägt. Unter ihren Vertretern befinden sich ernstzunehmende Erziehungswissenschaftler. Bereits ist eine Reihe freier Schulversuche daraus hervorgegangen.

Bei uns macht sich eine Antischulbewegung vorerst unter den Mittel- und Hochschülern bemerkbar. Eine steigende Zahl von jungen Menschen wird nicht nur wegen mangelnder Leistung von der Schule ausgeschieden, sondern verläßt sie freiwillig, um in Selbsterfahrungsgruppen zu lernen, in Drogenkreisen ihr Bewußtsein zu erweitern, als Gammler um die Welt zu

¹ Freire Paulo, Pädagogik der Unterdrückten. Kreuz-Verlag, Stuttgart/Berlin 1971.

ziehen, wo man vom wirklichen Leben mehr lerne als im Schulzimmer, in Kellertheatern nach einem echten Ausdruck ihrer Probleme zu suchen oder sich in progressiven Gruppen aktiv für eine Veränderung der Gesellschaft zu engagieren. Sie lehnen die Schule nicht nur ab, weil sie lebensfremd sei, sondern weil sie für eine Gesellschaft drille, zu der sie nicht mehr ja sagen können.

Das «Basler Schulblatt» hat in der Nummer vom 15. September 1969, 30. Jahrgang, Nr. 5, verschiedenen Erziehern und Schülern einen Text von Dr. H. Schoene, Delegierter der ständigen Konferenz der Kultusminister der Bundesrepublik bei der OECD vorgelegt. Es hat folgenden Wortlaut:

«Bildung wird nicht mehr so sehr begriffen als die Erziehung des Menschen zur Persönlichkeit, sondern Bildung wird neben den herkömmlichen Anwendungen an Arbeit und Kapital als ein wesentlicher, wenn nicht sogar als der entscheidende Produktionsfaktor angesehen, der wirtschaftliches Wachstum in dem verlangten Ausmaß überhaupt erst ermöglicht. Es gibt, für uns neu und erregend, auf einmal so etwas wie eine Planwirtschaft der Bildung mit dem Ziel, das Arbeitskräftepotential bereitzustellen, das eine moderne, hochentwickelte Wirtschaft verlangt.»

Zu diesem Text äußerten sich unter andern ein Vertreter progressiver Lehrlinge und Schüler und Dr. P. Gessler, alt Rektor des M. G. I (Mädchengymnasium), folgendermaßen:

«Wurde der Student früher für selbständige Berufe und leitende Stellen ausgebildet, so wandert das Gros der Hochschulabsolventen heute in die Industrie ab und stellt das akademische Kader der industriellen Armee. Diese Entwicklung verurteilt die Studenten von vorneherein dazu, in ihrer großen Mehrheit zukünftige Lohnabhängige zu werden. Sie verlieren damit das Recht, über ihre Arbeitskraft und das Produkt ihrer Arbeit zu bestimmen. So gehen die gegenwärtigen Reformbestrebungen dahin, den Studenten bloß auf seinen späteren Beruf auszurichten und ihm jene Bildung vorzuenthalten, die ein kritisches Gesellschaftsbewußtsein fördern könnte. Die Bildungspolitik wird ganz dem Bedarf der Privatwirtschaft untergeordnet, diese diktiert faktisch die Bildungsquoten und -normen. Dafür zeugen die Rationalisierung des Bildungsganges, die Spezialisierung auf einen engen Fachbereich ohne kritische Grundbildung, die kategorische Verweigerung jeder wirksamen Mitbestimmung. Dafür zeugt auch die offene Kooperation von Staat und Wirtschaft in Belangen der Bildungspolitik.

Die Wirtschaft sorgt für die Vermehrung der Studenten, aber gleichzeitig drückt sie der Schule ihren Stempel auf. Die humanistisch-liberale Universität des 19. Jahrhunderts liegt im Sterben. Heute hat die Schule vom Standpunkt des Kapitalismus aus betrachtet eine klar umrissene funktionelle Bedeutung: Sie hat die Industrie nach Bedarf mit unproblematischen und pflichtbewußten Technokraten zu beliefern, die dort, wo sie eingesetzt werden sollen, ein Optimum leisten, ohne danach zu fragen, in welchem Sinn und in wessen Interesse ihre Arbeit verwertet wird.

Bildung nur mit dem Ziel, «das Arbeitskräftepotential bereitzustellen, das eine moderne, hochentwickelte Wirtschaft verlangt», bedeutet systematische Erziehung zur entfremdeten, entmenslichten Arbeit. Entfremdet, weil sie im Dienst und zum Vorteil der Produktionsmittelbesitzer geleistet wird, weil diese Arbeit nicht dazu dient, die realen Bedürfnisse und die schöpferischen Möglichkeiten des Individuums wie des Kollektivs zu verwirklichen. Technologie und wirtschaftliches Wachstum werden offenbar – wie in diesen Kreisen nicht anders zu erwarten – als Selbstzweck betrachtet und nicht nach ihrem potentiellen Wert: eine Gesellschaft von planungs- und entscheidungsfähigen – «ganzen» – Menschen zu ermöglichen, die mehr sind als reibungslos funktionierende Arbeitskräfte und Konsumenten» (Thomas Busch, Progressive Lehrlinge und Mitschüler).

Und Dr. Paul Gessler, alt Rektor des M. G. I:

«Da setzt nun der Herr Unterrichtsminister einen einzigen allmächtigen Götzen: den Moloch Wirtschaft. Was ist nach seiner und vieler anderer prominenter Leute Meinung das oberste, ja bald das einzige Ziel eines Volkes? Antwort: «Zu produzieren!» – aber ja nicht etwa geistige Güter, sondern Verbrauchsgüter, Exportgüter oder Maschinen, die noch mehr und noch schneller zu produzieren vermögen und die Wirtschaft instand setzen, immer mehr Märkte zu erobern und zu überschwemmen. Und das einzige Kriterium, an dem die Leistung und der Fortschritt eines Volkes gemessen wird, ist die «Wachstumsrate» seiner Wirtschaft; denn nur eine Wirtschaft, die ständig, das heißt ins Unendliche wächst, hat Aussicht, zu überleben. Das ist das Zentraldogma dieser neuen Volksreligion. Zu was für einer «Konfrontation» es schließlich führen muß, wenn die Wirtschaft

aller Länder so wächst und auf Eroberung ausgeht, soll niemand fragen; das wäre nach dem Herrn Bundesminister wohl schon sentimentales Gedusel. «Immer feste druff!» ist offenbar immer noch die oberste Devise der deutschen Führungsspitze, wie 1914, wie 1939!

Genau das ist der Punkt, wo – zum Glück! – ein großer Teil der deutschen Jugend, vor allem der studentischen, die Gefolgschaft versagt und erklärt: «So lassen wir nicht mehr mit uns umspringen, so lassen wir uns nicht mehr manipulieren und mißbrauchen!»

«Wir müssen jeden einzelnen jungen Menschen zum Widerstandskämpfer gegen die etablierten Mächte erziehen»: so ungefähr hat ein wirklich deutscher Erzieher, Muchow, in seinem Vortrag vor der gesamten Basler Lehrerschaft gesagt. Wir haben das damals vielleicht noch nicht ganz begriffen, es als übertrieben revolutionär empfunden. Jetzt, nach der Verkündung dieses neuen Bildungsevangeliums, verstehen wir es nur zu gut: In jedem Lehrer, der den Namen eines Bildners noch verdient, muß sich dieser Geist des Widerstandes gegen jenes System regen. Jede seiner Schulstunden soll er den Herren Ministern zum Trotz geben und damit helfen, eine Generation heranzuziehen, die diesen obersten Bildungsplanern und -managern ein Nein entgegenruft und entgegenlebt.»

Diesen Äußerungen liegt ein doppeltes Anliegen zugrunde, das wir auch bei Illich finden:

► 1. Schule darf nicht nur im Dienste des technisch-wirtschaftlichen Apparates stehen. Sie muß dem Menschen dienen und ihn zu einer freien und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit werden lassen.

► 2. Darüber hinaus wird aber auch die Gesellschaft in Frage gestellt, welche der Schule diesen Stempel aufprägt. «In der Befreiung der Welt vor den Götzen des Fortschrittes, der Entwicklung, der Rationalisierung, des Bruttosozialproduktes und der Bruttosozialerziehung trägt die Dritte Welt eine entscheidende Verantwortung» (I. Illich).

Schule und Welt der Technokratie und Dienstleistungswirtschaft werden gleichermaßen unter dem Gesichtspunkt der Unmenschlichkeit des entfremdenden Apparates gesehen. Abgelehnt wird eine Schule, die nichts als eine gewaltige Erziehungsindustrie darstellt, welche ein vorgeplantes Wissensquantum den Schülern durch ein Zwangssystem appliziert.

Von hier aus begreifen wir auch Iwan Illich neu. Die Implantation des nordamerikanischen und europäischen Wirtschaftssystems in die Entwicklungsländer führt zu handgreiflichen Katastrophen. So wachsen Industriezentren etwa in Brasilien, die ihre Bevölkerungszahl in zehn Jahren verdoppeln; zum Beispiel Sao Paulo von drei auf sechs Millionen. Hunderttausende völlig mittelloser Landleute strömen den Städten zu und bilden den Ring der Favelas, etwas vom Entsetzlichsten, was man sich vorstellen kann. Indessen entvölkern sich auch fruchtbare Gegenden, wie etwa der Staat Maranhao. Bedenkt man, daß unter der ursprünglichen Bevölkerung des Innern noch eine intuitive Verbindung mit der Natur, eine spontane Mitmenschlichkeit, ein Engagement des Herzens (Guimaraes Rosa) zu finden sind, die wir in den überentwickelten Nationen umsonst suchen, so begreifen wir, daß Illich den oben zitierten Satz so weiterführt: In der Befreiung der Welt vom Götzen des Fortschrittes trägt die Dritte Welt eine entscheidende Verantwortung. Ihre Menschenmassen sind noch nicht mit Haut und Haar dem Konsum verfallen. Die Dritte Welt könnte dem Rest der Welt auf der Suche nach einer gleichzeitig zeitgemäßen wie humanen Umwelt vorangehen (Illich, Vorlesung in Lima, 18. 6. 1971).

So geht die Frage Illichs auch an uns. Wollen wir wirklich die Konsumgesellschaft auf die Spitze treiben, bis ihr Unsinn für uns und die ganze Welt offenbar wird, oder müssen nicht auch wir umdenken und damit auch unser Bildungskonzept ändern?

Aussichten für einen Wandel bei uns ?

Sie sind nach meiner Ansicht noch sehr gering. Vorher muß eine Großzahl von Erwachsenen und Jugendlichen zur Über-

zeugung gelangen, daß es unsinnig ist, die Produktion so zu steigern, daß zuletzt ein kleiner Teil der Menschheit im Luxus erstickt und der Rest im Elend verkommt. Eine bewußte tiefgreifende Selbstbeschränkung und Hilfsbereitschaft müssen einhergehen mit der Verwirklichung eines einfacheren, persönlicheren und dubiozogenen Menschseins.

Dementsprechend muß sich auch die Schule wandeln. Weg von der einseitigen Bildungsgroßindustrie einer vorgeplanten Applikation entfremdeten Wissens zu einem Bildungsgeschehen, das vom Menschen ausgeht und sich als interpersonaler Prozeß im Raum des aktuellen Lebens vollzieht, respektive die Schule muß durch neue Formen der Bildung ergänzt werden.

Es gibt Bewegungen in dieser Richtung. Die eine geht vor allem von den Schülern aus. Sie verlangen eine Abschaffung des Zwanges, jede Stunde besuchen zu müssen, ein Mitspracherecht der Schüler bei der Festlegung der Themen und der Methode, ein weitgehendes Wahlfachsystem, Einbezug selbständiger individueller Arbeiten der Schüler, Gruppenarbeiten, Teamwork mehrerer Lehrer in einer Klasse, aktuelle Themen, gemeinsames Suchen und Forschen, echten Dialog, Ersetzen der Prüfungen und Noten durch Arbeiten, in denen das Gelernte sinnvoll verwendet wird, Wertung des Menschen anstelle der Benotung des Wissens nach einem Punktsystem. Das Scheitern des Dialogs zwischen den meisten Schülervertretungen und ihren Partnern aus dem Lehrkörper und der Schulleitung zeigt, wie wenig diese Bewegung in concreto Aussicht auf Erfolg hat.

Nicht wenige dieser Forderungen erscheinen andererseits, etwas abgewandelt, in den Programmpunkten der Reformkommission «Mittelschule von morgen». Vorläufig finden wir sie erst auf dem Papier.

Man darf aber nicht übersehen, daß gleichzeitig eine mächtigere Gegenbewegung im Gang ist, die weit mehr Aussicht auf Erfolg hat. Sie kleidet sich in den Nimbus der Wissenschaftlichkeit. Die Curriculumsforschung verlangt Lehr-Pläne, die bis ins kleinste Detail nicht nur Feinziele, sondern auch Lernschritte, Lernmittel und die Kontrolle des Erfolgs ermöglichen. Der Versuch, die Benotung völlig objektiv zu gestalten, führt notwendig zu einem total normierten Lernprozeß. Eine andere Tendenz macht sich das Zauberwort «Fortschritt» zunutzen. Vorfabrizierte Programme, Lernmaschinen, Sprachlabors, computergesteuertes Lernen, internationale und interkontinentale Telearprogramme üben eine eigentümliche Faszination aus. Die Schulbehörden sonnen sich im Ruf der Fortschrittlichkeit,

welcher proportional mit der kostspieligen technischen Ausrüstung der neuen Schulpaläste steigt. Nichts gegen einen mäßigen Gebrauch von technischen Hilfsmitteln, wo es um die Vermittlung sachlicher Information und das Training von sachbedingten Fertigkeiten geht. Aber mit Persönlichkeitsbildung hat das noch nichts zu tun. Die Technik sollte helfen, dafür Zeit und Raum zu schaffen. In Wirklichkeit fragt man sich, ob die Futurologen der Technokratie sich fragen: Wie wird die Zukunft sein, um den Bedarf an Technik vorauszusehen, oder ob sie sich fragen: Wie muß die Zukunft werden, daß wir möglichst viele komplizierte und teure Apparate verkaufen können? Die Aussicht, ihre Produkte an den Mann zu bringen, steigt in dem Maße, als den Schulbehörden immer mehr Geld und immer weniger menschlich überzeugende Lehrkräfte zur Verfügung stehen.

Was schließlich die Ergänzung der offiziellen Schulsysteme durch freie Bildungsmöglichkeiten betrifft, ist die öffentliche Meinung in der Schweiz bis jetzt denkbar ungünstig. Es gibt kaum ein Land, wie die «freie Schweiz», wo Volk und Behörden bisher so wenig bereit waren, freie Versuche auf dem Bildungssektor als gleichwertig mit staatlichen Institutionen anzuerkennen und finanziell durch Bildungskredite zu begünstigen. Trotz aller Kritik sind wir bis in die Knochen staatsgläubig. Wer auf dem Bildungssektor eine «Extrawurst» will, ist letztlich doch verdächtig, kein echter Demokrat zu sein, und die Glorie der demokratischen Allgemeinverbindlichkeit und Neutralität deckt alle Sünden des offiziellen Schulsystems zu.

Für Deutschland fordert *Hellmut Becker* in seinem Artikel zur Antischulbewegung («Publik», Nr. 42, S. 11), daß mindestens vom 16. Altersjahr an Formen der öffentlichen Verantwortung und der öffentlichen Kontrolle zu entwickeln seien, die nicht identisch mit der herkömmlichen Schule sind. Von diesem Zeitpunkt an haben praktische Erfahrungen und gesteuerte Lernprozesse nebeneinanderzustehen. Für das lebenslange Lernen und für die Sozialisation des bereits geschlechtsreifen jungen Menschen sind Lernvorgänge nur dann emanzipationsfördernd, wenn sie sich in größerer Freiheit als bisher vollziehen.

Der Gerechtigkeit halber sei angefügt, daß in den allerletzten Jahren vor allem kleinere Kantone der Innerschweiz sich freien Bildungsformen gegenüber aufgeschlossener zeigen, während es den Anschein macht, daß die größten ihre alten Bastionen wohl am längsten verteidigen werden. *Leo Kunz, Zug*

IST DIE ERNÄHRUNGSLAGE IN DER WELT ZU VERBESSERN?

Hunger allein ist in den unterentwickelten Ländern keinesfalls Antrieb zum Versuch der Verbesserung der Gesamtsituation des einzelnen, denn sonst wäre die Not nicht derart verbreitet. Welches Mittel wirkt aber, wenn der nackte Hunger nicht genügt? Als antreibender Motor zur menschenwürdigeren Gestaltung des Lebens des einzelnen ist aus einer Reihe von Möglichkeiten das persönliche materielle Einkommen einzusetzen. Auch dieser Anreiz wird nicht durchwegs und auf Anhieb die gewollte Entwicklung auslösen. Wer beispielsweise letzthin veröffentlichte Eindrücke eines Entwicklungshelfers (anonym)⁶ aufmerksam las, erhielt einen Hinweis zur schon mehrfach gemachten Feststellung, daß in derartigen Ländern wohl einzelne Menschen gewillt sind, den Fortschritt zu erarbeiten und zu erzwingen, daß die meisten ihrer Landsleute jedoch eher dem Prinzip Minimalbedarf/Minimalaufwand huldigen. Von uns aus betrachtet ist diese Haltung entwicklungshemmend. Selbst wenn aber unsere Ausgangspunkte beim Bearbeiten der Fragen um Welthunger rein objektive Kriterien enthalten, entspringen unsere Vorschläge zum Beheben des Mangels unserer Geisteshaltung. Ist aber unsere Sicht

manchmal in anderer Art nicht ebenso getrübt wie jene des Fellachen, der für die ihm bewußte Unterernährung seiner Kinder Ben Salah verantwortlich machte, gleichzeitig aber, wie der genannte Entwicklungshelfer schreibt, «jeden Tag an der Sonne sitzt oder, wenn sie ihm zu warm wird, im Schatten, mit den andern schwatzt, die auch keine Arbeit suchen»? Und etwas später beschreibt derselbe Experte die Haltung der Männer jenes Landes: «... überhaupt ist tägliches Arbeiten Sache der Frauen.»

Eine nachhaltige Verbesserung der Nahrungsmittelversorgung ist abhängig vom gesamtwirtschaftlichen Fortschritt der betroffenen Länder

Beim Betrachten solcher Aspekte zeigt sich, daß die Bekämpfung des Hungers und der Unterernährung nicht eng begrenzte, sondern sehr umfassende und anspruchsvolle Aufgaben stellt.

Erster Teil in Nr. 21, S. 234 ff.

⁶ Anonym: Kleinbauern in Tunesien; Eindrücke eines Entwicklungshelfers. NZZ, 191 (1970), Nr. 380,3 vom 18. 8. 70, Morgenausgabe.

Ein Minister aus dem Senegal faßte die Situation kürzlich treffend zusammen mit den Worten: Aidez-nous à nous aider.

Die Entwicklungsländer müssen je nach Zustand schrittweise und gleichzeitig in Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Fischerei und vielen andern Gewerben verbessert werden. Unorganisiertes, einseitiges Betonen des Wachstums einer Industrie bei Ausschluß vor allem der Landwirtschaft war nach *T. W. Schultz* eine Quelle großer Mißerfolge in einer Reihe von Entwicklungsländern. Es wird selbst bei gleichzeitigem Vorgehen in Landwirtschaft und Gewerbe in den wenigsten Fällen günstig sein, frühzeitig im industriellen Maßstab arbeitende Betriebe einzuführen. Menschliche Arbeitskräfte sind an sich in den Entwicklungsländern in Überzahl vorhanden. Es bestehen keine oder höchstens rudimentäre Kenntnisse praktischer oder gar theoretischer Art über irgend eine Berufsarbeit oder über die Führung eines Betriebes. Das Errichten einer möglichst großen Zahl von einfachen Arbeitsplätzen muß erstes Ziel sein. Dabei spielen schon die erforderlichen Investitionskosten eine wichtige Rolle. Der Aufbau von zum Beispiel einer Million Arbeitsplätzen zum äußerst bescheiden angesetzten Investitionsbedarf von eintausend Franken pro Platz ergibt für eine Volkswirtschaft beachtliche Probleme.

Jedweder Entwicklungsarbeit erwachsen weitere Schwierigkeiten. So sind die örtlichen Sitten, Gebräuche und Geisteshaltungen stabil und starr. Es wäre anmaßend, zu fordern, Kultur und Zivilisation fremder Völker seien über Bord zu werfen, auch wenn sie sich als sogenannt entwicklungshemmend erwiesen hätten. Derartige Forderungen stellen heißt unter anderem, in jedem Fall mindestens Gleichwertiges nicht nur anbieten, sondern vorleben. Zudem sind die betreffenden Staaten autonom. Selbst wenn wir einem Land eine größere Zahl von besten Fachleuten als Hilfe zur Verfügung stellen – dies ist der wirksamste Weg –, sind sie Gäste jenes Landes. Selbst der qualifizierteste Berater stellt als derartiger Gast nicht allein viele Probleme um Empfindlichkeit der Völker und besonders ihrer Regierenden, um politische Situationen und deren Veränderung sowie um Machtsituationen in der herrschenden Schicht fest, er wird damit auch direkt konfrontiert. Auch beste Vorschläge und Arbeiten können aus Gründen außerhalb jeglicher sachlichen und fachlichen Belange zu Fall kommen.

Schließlich ist zu bemerken, daß trotz allen Drängens auf rasch sichtbare Erfolge selbst bei sogenannten dringlichen Aufgaben als Maßstab im günstigsten Fall das Jahrzehnt, normalerweise jedoch die Generation angelegt werden muß.

Wie läßt sich die Nahrungsmittelversorgung eines Landes verbessern?

In der Folge sei nicht etwa, wie die soeben gemachten Ausführungen vermuten lassen, eine volkswirtschaftliche Studie aufgebaut. In den Verbesserungsvorschlägen zur Nahrungsmittelversorgung eines Volkes sind jedoch viele auch volkswirtschaftlich wichtige Elemente zu erkennen.

Zur kurzfristigen Überbrückung – *und nur dafür* – sind Lebensmittelendungen aus entwickelten Ländern als Geschenk oder zu verbilligten Preisen abzugeben. Da derartige Schenkungen der örtlich vorhandenen Landwirtschaft die Marktsituation zerstören können, sind sie nur in Notfällen zulässig. Zu derartigen Sendungen zählen neben allgemeinen Nahrungsmitteln vor allem tierische Eiweiße (zum Beispiel Magermilchpulver, Fischproteinkonzentrat), welche neben dem Verzehr reiner Aminosäuren gestatten, die Proteinmangelkrankheiten Kwashiorkor bzw. Marasmus rasch und wirksam zu bekämpfen.

Jedes unterentwickelte Land muß im Rahmen seiner Möglichkeiten den Willen aufbringen, über lange Zeit *selber* eine möglichst hohe Produktion aufrechtzuerhalten.

Es ist offensichtlich, daß durch Düngung, insbesondere Stickstoffzufuhr, Fortschritte im Ertrag zu erzielen sind. Der Aufbau einer entsprechenden Düngerversorgung wird zur wichtigen Aufgabe.

Die umstrittene Unkraut- und Schädlingsbekämpfung ist unumgänglich. Sie läßt sich durch eine Reihe von Maßnahmen erreichen, doch ist der Einsatz auch chemischer Mittel unerlässlich. Dies gilt besonders für tropische und subtropische Gebiete, wo während einer langen Zeit des Jahres sehr günstige Bedingungen zur Entwicklung von Insekten, Mikroorganismen und anderen Schädlingen herrschen und wo die unterbrechende Wirkung der kalten Jahreszeit fehlt. Gewiß besteht die Forderung zu Recht, es seien Moleküle zu entwickeln, die wohl Schädlinge und Krankheiten vernichten, nachher jedoch biologisch abbaubar sein müßten. Fehlt diese wichtige Eigenschaft (zum Beispiel bei den Produkten DDT und Gammahexan), dann ergeben sich große negative Nebenwirkungen, aber deswegen ist nicht die chemische Schädlingsbekämpfung an sich verwerflich. Heute bestehen abbaubare wirksame Insektizide.

Wie groß sind die Ernteverluste ohne eine Bekämpfung von Schädlingen und Krankheiten? An sich ist es nicht einfach, repräsentative Mittelzahlen zu nennen. In Europa können durch Krankheiten, Schädlinge und Unkraut rund 25 %, in Südamerika 33 % und in Afrika und Asien 42 bis 43 % der Ernteerträge verlorengehen. Nach *B. Timm*⁷ wird geschätzt, daß allein durch Schädlinge 25 % der Welterzeugung an Nahrungsmitteln vernichtet werden.

Auch durch Nagetiere verursachte Verluste können hoch ausfallen. Der *Inder H. A. B. Parpia*⁸ schätzt vorsichtig, in Indien seien 2,4 Milliarden Ratten vorhanden. Wenn acht dieser schnellebigen Tiere die Nahrung eines Menschen verschlingen und wenn wir annehmen, sie deckten 50 % ihres Bedarfes aus Gütern, die für die menschliche Ernährung geeignet seien, entsteht mit dem Äquivalent zu 150 Millionen Menschen eine erschreckend hohe Verlustziffer. Die Verluste durch Nagetiere setzen auf dem Feld ein und dauern während der unsachgemäßen Lagerung an.

H. A. B. Parpia schreibt im Jahre 1968, daß schon damals durch ein systematisches Verhindern von Verlusten in den meisten unterentwickelten Ländern der Welt beim damaligen Stand der Produktion eine hinreichende Eigenversorgung mit Getreide möglich gewesen wäre. Er schreibt, UN-Organisationen hätten viele Kenntnisse auf die Bekämpfung von Heuschrecken oder die Malaria übertragenden Mücken verwandt und bittet, sie sollten der Verhinderung von Nahrungsmittelverlusten, verursacht durch Nagetiere, Vögel, Insekten und Wildtiere, größere Beachtung schenken als bisher. Von der klaren Erkenntnis dieser Zusammenhänge bis zur Verwirklichung der Forderungen ist allerdings ein sehr weiter, mühsamer und dornenvoller Weg zu durchschreiten.

Es sind schließlich Voraussetzungen zur Vorratshaltung für Nahrungsmittel und zur verlustarmen Verarbeitung zu schaffen. Hierzu bestehen verschiedenartige einfache bis unkonventionelle Möglichkeiten.

Problematik

Alle genannten Bemühungen sind unnütz, wenn es nicht gelingt, in den einzelnen Ländern enorme Kräfte freizusetzen, welche die Beharrung überwinden und die Volkswirtschaft

⁷ Timm B.: Chemie und Ernährung im Jahr 2000. Die BASF, Jahrgang 20, April 1970, 22/33.

⁸ Parpia H. A. B.: Protein foods for less developed countries; Proc. 2nd intern. congress of food science and technology, Warszawa 1966. Conservation and technological production, aus: Agricultural sciences and the world food supply. Misc. papers 3, Landbouwhogeschool, Wageningen 1968.

langsam in Gang bringen. Mehr und mehr zeichnet sich als dazu geeignetes Instrument das Schaffen von effektiver Kaufkraft ab, welche aus der Belieferung der eigenen und anderer Volkswirtschaften erwächst. Der Inlandbedarf vorerst an einfachen Hilfsmitteln, später an gewerblichen Produkten und schließlich an einfachen industriellen Erzeugnissen muß durch landeseigene Fertigung gedeckt werden können.

Die weltweite Arbeitsteilung wird sich in der näheren Zukunft nicht mehr auf landwirtschaftliche Produkte beschränken können. Heute kaufen Industrienationen Agrarerzeugnisse im Austausch zu ihren gewerblichen und industriellen Gütern. Vielfach sind die Preise für die landwirtschaftlichen Rohmaterialien tief oder sie entsprechen Welthandelspreisen, was oft Überschußpreise bedeutet. Die internationale Preispolitik auf diesem Sektor und das Verlangen nach möglichst geringen Kosten der Nahrungsmittelversorgung in den entwickelten Ländern wirken sich für die Produzenten in den Entwicklungsländern und für deren Volkswirtschaft keinesfalls fördernd aus! Entwicklungsländer müssen zudem mehr und mehr eine gewerbliche und später eine kleinindustrielle Fertigung aufnehmen. Dies bedeutet, daß die sogenannt besitzenden Länder den unterentwickelten Gebieten einen weiteren Teil ihrer heutigen wirtschaftlichen Tätigkeitsbereiche überlassen müssen.

Prof. F. Emch, ETH, Zürich

Buchbesprechungen

Hoffmann Klaus, DAS KREUZ UND DIE REVOLUTION GOTTES. Neukirchner-Verlag, Neukirchen 1971, 182 Seiten.

«Die vorliegende Studie ist die geänderte und gekürzte Wiedergabe einer wissenschaftlichen Untersuchung, die den Arbeitstitel trägt: «Kann sich der in den Genfer Dokumenten (Weltkirchenkonferenz für Kirche und Gesellschaft 1966) dargestellte Ansatz einer Theologie der Revolution mit Recht auf biblische Grundlagen berufen?»

Nun, es sei gleich vorweggenommen, diese Publikation greift weit über eine Studie hinaus; sie stellt eine vorbildliche Exegese dieses aktuellen und heiklen Themas dar, basierend auf einer gründlichen Kenntnis der Testamente und einer umfangreichen Quellen- und Sekundärliteratur, die bis in die Gegenwart hineinreicht. Die Untersuchung zeigt, daß die gestellte Frage «bei aller Kritik und bei allem Vorbehalt grundsätzlich mit ja beantwortet werden muß».

Diese Antwort ist nicht neu und findet sich mit Abwandlungen in der protestantischen Theologie von *Shaul* über *Wendland*, bis *Rich*. Neu aber ist einerseits die Art und Weise der gründlichen Exegese, andererseits die eindeutige Einbettung der «Theologie der Revolution» in die Heilsgeschichte als immanente Revolution. Untersucht wird u. a. der Begriff «Revolution» im ökumenischen Sprachgebrauch; geradezu erregend liest sich die Einbettung in die «Geschichte» in den Kapiteln: «Der Gott in der Geschichte», «Das Heil in Christus und seine Folgen», «Jesus und das Revolutionäre» (das Revolutionäre im Sinne von *Rich*). Gefordert wird, wie bei *Smolik*, die Entwicklung neuer Denkkategorien und vor allem das «Risiko», das in den konservativ bestimmten Kirchen leider weitgehend vergessen oder verkleinert worden ist. Der Autor stellt die Frage: Warum haben die Christen Angst vor dem Neuen, vor dem Umbruch, vor der Revolution? Denn die oft leichthin von selbstbewußten Christen gegebene Antwort, Angst sei ihnen fremd, stimmt mit der Praxis nicht überein. – Hier wendet der Rezensent ein: Um welche Christen handelt es sich, um arme oder reiche Christen, um Bürger-Christen?

Für Hoffmann ist, und er betont das immer wieder, die «Theologie der Revolution» eine Frage des christlichen, konkreten Lebens; sie ist hauptsächlich der Ethik zuzuordnen, vornehmlich der Sozialethik. Zugleich aber ist die Revolution einzubetten in das «Reich Gottes», und so könnte es sein, daß die revolutionären Christen vielleicht so etwas sind wie «Narren der Revolution» (der Rezensent denkt z. B. an *Lazaretti*, an *Torres*, an *Cámara*, an *Ilich*, an *Dolci*, an die *Berrigans*). Es wären aber Narren in Christo, weil die Bergpredigt nichts anderes bedeutet als «Nachfolge Jesu».

Hoffmann zitiert *Martin Dibelius*: «Der Grund für das christliche Versagen ist nach meiner Meinung vor allem darin zu suchen, daß die Kirche immer

so nah mit den Mächten der Welt verbunden war, daß sie es nicht wagte, geistige Revolutionen zu entfesseln. Die Bergpredigt ist eine Schatzkammer radikaler geistiger Energie, aber irgendeiner, der gewagt haben würde, diese Kräfte auf die Zivilisation oder auf das menschliche Dasein in der modernen Welt anzuwenden, wäre als einer erschienen, der die Welt umstürzen wollte, und das war es, was das Christentum zögern ließ, es zu tun. Das Christentum war nicht revolutionär, sondern verhältnismäßig konservativ, einige Kirchen mehr, andere weniger. Im Ganzen genommen wirkten sich die Kirchen Christi mehr als gutes, statt als schlechtes Gewissen aus. Sie zogen es vor, die bestehende Ordnung der Welt zu unterstützen, anstatt sie zu kritisieren, die herrschenden Mächte zu stärken, anstatt sich ihnen zu widersetzen. Die Kirche, einst der Prediger des eschatologischen Evangeliums, war eine ungeheuer konservative Macht in dieser Welt geworden.»

Aber gerade die «Narren in Christo» sprengen die Grenzen der konservativen Kirchen, die Grenzen der «Bürger-Christen», überhaupt des Herkömmlichen, denn die kommende Gottesherrschaft ist eben revolutionär, eschatologisch, sozial und gegenwartsbestimmt; oder, um mit *Lochmann* zu reden: das revolutionäre Sein des Christen ist im Grunde ein eschatologisches Sein, wie weiter dieses eschatologische Sein keine Utopie als «Futurologie» ist, sondern tagtägliches Erlebnis.

Für den Marxisten stellt sich hier die Frage nach dem Berührungspunkt mit dem «Prinzip Hoffnung», genauer nach der Tangente. Revolution ist für den Marxisten vorab (und leider meist zu einseitig) eine Revolution des materiellen, politischen und sozialen Seins, eingebettet in ein völlig säkularisiertes Menschenbild. Für den Christen besitzt diese Revolution wohl einen konkreten Weltwert, aber sein revolutionäres Denken und Tun finden sich im Grunde auf einer anderen Ebene, vom Christen aus gesehen (leider oft überheblich gesehen) auf einer höheren Ebene, mit anderen Worten: in einer tieferen Schicht. Das schließt jedoch nicht aus, im Gegenteil, es bedingt als Voraussetzung die Revolution schlechthin als soziale und politische, ja ganz besonders als ethische Revolution, weil mit einer rein individualistischen Heilserlösung es heute nicht mehr getan ist. Das Heil ist, wie die Wahrheit, konkret, nicht nur esoterisch; es findet sich eingebettet in das konkrete Menschsein. Dieses Menschsein ist jetzt vorab ein soziales Sein. – Der Dialog Christ-Marxist hat erst begonnen; das Buch von Hoffmann hellt für beide Gesprächspartner eminent wichtige Voraussetzungen vorbildlich auf. *Konrad Farner, Thalwil*

Dombois Hans, HIERARCHIE. Grund und Grenze einer umstrittenen Struktur. Herder-Verlag, Freiburg/Br. 1971, 112 Seiten, broschiert.

Antihierarchische Affekte sind heute weit verbreitet. Das Phänomen, das solche Affekte auslöst, ist bis jetzt aber noch kaum in seinen verschiedenen Aspekten analysiert worden. Die vorliegende Studie stößt deshalb in einigen Punkten in Neuland vor. *Dombois* bietet zunächst eine soziologische Analyse einer gewissen Idealstruktur der Hierarchie. Danach umschreibt er deren konkrete säkulare Formen, um schließlich auf die theologische Problematik einzugehen.

Besonders klar arbeitet er heraus, daß die Hierarchie nicht aus einem verborgenen Machtanspruch oder sonstigen dunklen Gründen lebt, sondern im wesentlichen getragen wird von der Forderung nach einer differenzierten und stabilen Entscheidungsstruktur. Bei dieser Struktur sind die Kompetenzen der einzelnen Stufen (mindestens drei) rational ausformuliert und klar umschrieben. Jede höhere Stufe kann sich dabei notfalls immer an die Stelle der niederen setzen. Die ganze Struktur muß von Menschen getragen werden, die zu einer ausgewählten Gruppe gehören und einen besonderen sozialen Status haben. Diese «Kleriker» verfügen in ihrem spezifischen Bereich über ein kritisch gefestigtes Wissen, das den andern Menschen überlegen ist. Da die Hierarchie als Entscheidungsstruktur sich aber immer auf eine nichthierarchische Basis bezieht, stößt das überlegene Wissen ständig auf einen Bereich, den es im besten Fall nur noch verzerrt integrieren kann. Im Bestreben, diesen Mangel auszugleichen, schafft die Hierarchie komplementäre Globalformeln. Durch diese soll der ganze nichthierarchische Bereich erfaßt werden. Tatsächlich wird dadurch aber nur ein Schein erzeugt (z. B. «corpus mysticum», klassenlose Gesellschaft). Solchen Leerformeln fehlt die differenzierte Aussage.

Im theologischen Teil der vorliegenden Studie ist besonders interessant, daß *Dombois* in der Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht – wie gewöhnlich – die höchste Aufgipfelung der hierarchischen Struktur sieht, sondern vielmehr deren Infragestellung. Die gesteigerte Autorität der Spitze, die sich selbst genügt, droht die unteren Stufen auszuhöhlen und

die niederen Hierarchen in Funktionäre ohne eigene Entscheidung zu verwandeln.

Sehr bedeutungsvoll sind auch die Hinweise, daß der theologische Hintergrund für die Ausbildung der lateinisch-katholischen Hierarchie und für die evangelische Rechtfertigungslehre letztlich der gleiche war. Gerade was diesen theologischen Hintergrund betrifft, müßte die Studie von Dombos allerdings durch Untersuchungen ergänzt werden, wie sie H. Mühlen in seinem neuesten Werk «Entsakralisierung» vorlegt.¹ Dort wird nämlich gezeigt, wie die kirchliche Hierarchie aus einer ganz bestimmten Sakralerfahrung herausgewachsen ist. Diese Erfahrung wurde weit mehr durch den alttestamentlichen Monotheismus mit seiner Betonung des Einen, denn durch den neutestamentlich trinitarischen Monotheismus bestimmt.

Franz Kardinal König

Die Stunde der Welt

134 Seiten, Leinen S 78.—, sFr. 14.20, DM 12.80

Der Autor sieht sich einer Welt gegenüber, vor der ihm der Schritt stockt und die ihn doch zum Weitergehen zwingt, die ihn sprachlos macht und doch sein Wort herausfordert. Zurückgeworfen auf sich selbst, findet er in der ehrfurchtsvollen Haltung der größeren Wirklichkeit gegenüber den Ausgangspunkt, um zu dem hinter dieser Wirklichkeit verborgenen Du Gottes vorzustoßen. Hier schreibt kein Dogmatiker, kein Theologe, der dozieren und recht behalten will, sondern ein Mensch, der sein ureigenes Lebensproblem meditativ umkreist und um eine Antwort ringt.

Styria Verlag  **Graz - Wien - Köln**

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen

Redaktion: Mario von Galli, Ladislaus Boros, Jakob David, Albert Ebnetter, Robert Hotz, Ludwig Kaufmann, Josef Renggli, Raymond Schwager

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (051) 36 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842 - Deutschland: Postscheckkonto: Stuttgart 62 90 «Orientierung», Zürich - Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 «Orientierung») - Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, «Orientierung» C.E. Suisse No 020/081.7360. - Italien: Postscheckkonto: Roma 1/28545 «Orientierung» Zürich

Abonnementspreise: Ganzes Jahr: Fr. 22.— / Ausland: sFr. 25.— / DM 22.— / ÖS 145.— / FF 33.— Lit. 3700.— US \$ 7.—

Halbjahresabonnement: Fr. 12.50 Ausland: sFr. 14.— / DM 12.50 / ÖS 75.—

Studenten-Abonnement: Schweiz Fr. 13.50 / Ausland: sFr. 15.— / DM 13.50 / ÖS 80.— / Lit. 2100.—

Gönnerabonnement: sFr. / DM 30.— (sFr. / DM 8.— ist zweckgebundene Spende für Abonnemente in Entwicklungsländer und in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr).

Einzelexemplar: sFr./DM 1.50 / ÖS 9.—

Ergänzungen würde man sich auch im soziologischen Teil der Studie wünschen. Wenn H. Dombos die Hierarchie klar als Entscheidungsstruktur aufzeigt, dann heißt dies doch, daß sie ganz auf einen Erfolg angelegt ist, der durch diese ständigen Entscheidungen anvisiert wird. Was unter Erfolg verstanden wird, muß dann notwendig auf die hierarchische Struktur rückwirken. Wichtige Änderungen in der Vorstellung dieses Erfolgs können folglich bestimmte Formen der Hierarchie in Frage stellen.

R. Schwager

¹ Heribert Mühlen, Entsakralisierung. Ein epochales Schlagwort in seiner Bedeutung für die Zukunft der christlichen Kirchen. Ferdinand Schöningh, Paderborn 1971, 568 Seiten.

INTERKO-REISEN 1972

Biblisch-archäologische und landeskundliche Studienreisen unter wissenschaftlicher Führung

für anspruchsvolle, interessierte Menschen, die in der Gemeinschaft Gleichgesinnter das Außergewöhnliche suchen

Persien

Studienreise zu den Stätten des antiken Perserreiches und der islamischen Hochkultur (1. Wiederholung)

15 Tage, Abreisetermin: 3. April

Wissenschaftlicher Leiter: Univ.-Prof. Dr. theol. Hans Wildberger, Zürich

Griechenland, einschließlich Kreta und Rhodos

Biblisch-klassische Studienreise auf den Spuren des Apostels Paulus

17 Tage, Abreisetermin: 3. April (9. Wiederholung)

Wissenschaftlicher Leiter: Prof. Dr. Georg Christ, Altphilologe, Zürich

Türkei

1. Studienreise auf den Spuren der Hethiter, der griechischen Antike, der Apostel Paulus und Johannes und des frühen Christentums

17 Tage, Abreisetermin: 3. April (8. Wiederholung)

Wissenschaftlicher Leiter: Univ. Prof. Dr. theol. Hans Joachim Stoebe, Basel

2. Studienreise durch Kleinasien zu den antiken und historischen Stätten (auf den Spuren der Hethiter, der griechischen Antike und des frühen Christentums). Erstmalige Durchführung dieser Variante: Ankara - Boghazkale - Göreme - Konya - Side - Alanya - Aspendos - Perge - Antalya - Burdur - Hierapolis - Aphrodisias - Bodrum - Didyma - Milet - Priene - Ephesus - Izmir - Pergamon - Bursa - Nicäa - Istanbul

19 Tage, Abreisetermin: 15. Juli

Wissenschaftlicher Leiter: Univ. Prof. Dr. theol. Peter Stockmeier, München

Äthiopien

Faszinierende Studienreise in das Land des «Königs von Juda», in die Geschichte einer über 3000 Jahre alten Kultur, mit einer reichen christlichen Tradition inmitten des heidnischen Afrika (3. und 4. Wiederholung)

17 Tage, Abreisetermine: 19. September und 6. Oktober

Wissenschaftlicher Leiter: Univ. Dozent Dr. Walter W. Müller, Orientalist, Tübingen

Heiliges Land (Israel)

Von den Quellen des Jordan bis Beersheba bzw. bis Eilat am Roten Meer

14- und 17tägige Reisen, Abreisetermine: 2., 3., 10. April, 1. und 2. Oktober (78. bis 82. Wiederholung)

Wissenschaftliche Leiter: Katechet lic. theol. Werner Baier, Aarau; Univ. Prof. Dr. theol. Christian Maurer, Bern; Prof. lic. phil. und theol. Leonz Gassmann, Olten; Prof. lic. theol. Georg Schelbert, Schöneck und Fribourg; Pfarrer Walter von Arburg, Greifensee.

Flugpauschalreisen mit Kursflugzeugen von IATA-Fluggesellschaften. Zuverlässige technische Organisation, seit 18 Jahren bewährt. Ausgezeichnete Hotels und bester Service. Verlangen Sie die detaillierten Reiseprogramme und weitere Auskünfte von

INTERKO

Geschäftsstelle des Interkonfessionellen Komitees für biblische Studienreisen
Postfach 616, CH-6002 Luzern, Telefon (041) 36 55 38